

GOETHE UND DAS DÄMONISCHE

A Thesis
Presented to
The Faculty of
Graduate Studies and Research
University of Manitoba

In Partial Fulfillment
of the Requirements for the Degree
Master of Arts

by
Walter Schlichting
April 1967



Professor K.W. Maurer

in Dankbarkeit

gewidmet

GOETHE AND THE DEMONIC ELEMENT

M.A. Thesis

April, 1967

(by W.Schlichting)

ABSTRACT

This thesis sets itself as its task to explore Goethe's view of, and attitude to, the elemental power which he himself designated as "Das Dämonische" (the demonic). The more Goethe preoccupied himself with the presence and reality of this phenomenon, the more he realized that man's relationship to it and understanding of it had undergone considerable changes brought on by changing religious and metaphysical attitudes. He knew that there was no escape from it and that man must come to grips with it as a dominant element in the life of man since the days of early creation.

Goethe never accepted a materialistic understanding of life and he was deeply aware of the limits and limitations within which man must accommodate himself. Its positive aspect is to be found in his 'Reverence for Life' which none other than Albert Schweitzer made the corner stone of his own life's thought and work. Its other aspect is what Goethe calls the 'Incommensurable' and in using this word he had "Das Dämonische" (the demonic) in mind.

Those of Goethe's works which are relevant to an elucidation of the implications and reverberations of this power on the unconscious and the conscious level have been closely scrutinized. It has been shown that

in his earlier works this element appears in its mysterious and enigmatic aspects, whilst in the later works it takes on evermore conscious connotations. Nonetheless Goethe remained aware that this power eluded description and that it could only be made explicit by having recourse to images and symbols. In this way Goethe was able to understand evermore deeply and convincingly the principle of polarity, i.e. the inseparable relationship that exists between rational and irrational, between conscious and unconscious, between reflective and naive, between objective and subjective, between impersonal and personal, etc. With these preoccupations he became the forerunner of and pioneer for the investigations which Carl Gustav Jung made in the collective unconscious and archetypal patterns.

What makes Goethe's enquiry convincing is the clear distinction he makes between primary experiences ('Urerlebnisse') and educational, scientific experiences ('Bildungserlebnisse'). In the end they come together and determine the unity and continuity in man and in life:

"Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß des Dämonischen"

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL		SEITE
	EINLEITUNG	1
I.	FRÜHE GEDICHTE	6
II.	WERTHER	16
III.	EGMONT	21
IV.	URFAUST	27
V.	BALLADEN UND SPÄTERE GEDICHTE	31
VI.	IPHIGENIE	42
VII.	TORQUATO TASSO	51
VIII.	SPÄTGEDICHTE	61
IX.	DIE WAHLVERWANDTSCHAFTEN	68
X.	WILHELM MEISTER	81
XI.	FAUST	93
	ZUSAMMENFASSUNG	124
	ANMERKUNGEN	132
	BIBLIOGRAPHIE	140

Im Überblick wird auf den Ursprung des Dämonischen hingewiesen und das Verhalten des Menschen dieser Elementarkraft gegenüber aufgezeigt. Goethes eigene Einstellung zu diesem "nebelhaften" Element ist dafür besonders aufschlussreich. Daß der heutige Mensch nicht minder unter dem Banne des Dämonischen steht, wird sich aus dieser Abhandlung folgerichtig ergeben.

Die Welt ersteht vor dem Menschen wie ein grosses Rätsel, welches aufzulösen er ein unablässiges Verlangen hat. Zuerst durch die Sinne beeindruckt, dann durch Überlieferung, Phantasie und Verstand beeinflusst, versucht der Mensch, die empfangenen Eindrücke mit sich selbst in Einklang zu bringen. So wird deutlich, daß die Entwicklung des Menschen mit seinem persönlichen "Erleben" verknüpft bleibt. In der Folge dieses Ablaufes stößt der Mensch aber immer wieder auf Erscheinungen, die er weder mit seinem Verstande, noch mit seiner Vernunft begreifen kann. Es ist dieses "Unauflösbare", welches der Mensch von je her als das "Dämonische" bezeichnet und betrachtet hat. Entweder neigte der Mensch zum primitiven Aberglauben, oder er erschuf sich kultische Vorstellungen, mit deren Hilfe er das Dämonische, wenn nicht bannen, so doch wenigstens beschwören konnte. Dies gilt nicht nur für den Einzelmenschen, sondern für Völker, ja für die Menschheit insgesamt.

Als Mensch, Dichter und Denker hat sich Goethe für die Überwindung jeglichen Aberglaubens eingesetzt. Zur gleichen Zeit aber hat er auch vor der Überspitzung des Kultischen gewarnt, wenn er das grenzenlose Vertrauen der Aufklärung in den Verstand nie für sich in Anspruch nehmen konnte. Mit der gleichzeitigen Negierung der sich polar gegenüberstehenden Bestrebungen des Aberglau-

bens und des Kultes fühlte sich Goethe gezwungen, seinen Geist an dem stets gegenwärtigen Element des Dämonischen zu prüfen und zu schärfen. Durch seine Einwirkung auf die geistige Entwicklung seiner Zeit ist Goethes Auffassung des Menschen und der Welt auch für die Nachwelt bedeutsam geblieben.

Was an Goethe vor allen Dingen auffällt und die Ursache seines Wirkens bildet, ist seine Vielseitigkeit. Er ist nicht allein Dichter, Naturforscher und Kunstliebhaber; er hat ohne Unterlass danach gestrebt, seine ihm von der Natur als Mensch verliehenen Eigenschaften auf breiter Grundlage auszubilden und zu steigern. Abgesehen von den Einflüssen auf die schönen Künste hat er auch die Naturwissenschaften befruchtet. Helmholtz, Virchow, Haeckel u.a. blickten zu ihm auf und nannten ihn mit Verehrung. Als einem der letzten Genies der Renaissance gelang es Goethe, die Gesamterscheinung der Schöpfung auf eine Art zu erfassen, wie es vor und nach ihm nicht mehr gelang. In allen Phasen seines Lebens und Schaffens hat aber Goethe nie aufgehört, der Wirklichkeit und Macht des "Dämonischen" eingedenk zu bleiben. Dies muss umsomehr betont werden, als man heutzutage bei der Suche nach "absoluten" Wahrheiten dieses Element aus dem Wege zu räumen sucht. Aber es machen sich doch auch mehr und mehr Stimmen lautbar, die den eingeschlagenen Weg des wissenschaftlichen Experimentalismus in Frage stellen. Gustav Hertz, Nobelpreisträger für Physik, nimmt dazu folgendermassen Stellung:

"Ich muß feststellen, daß die Experimentalphysik in ihrer heutigen Form für mich viel von ihrem Reiz verloren hat. Eine unmittelbare Beobachtung der Naturvorgänge gibt es nur noch selten. Früher beobachtete ein Physiker mit eigenen Augen den Farbumschlag in einer Entladung oder

das Auftreten bestimmter Spektrallinien unter bestimmten Bedingungen. Heute wird eine komplizierte elektronische Apparatur gebaut, und diese liefert das Untersuchungsergebnis in Form einer Registrierkurve. - Hier wird soviel Apparatur zwischen den Beobachter und den Naturvorgang geschaltet, daß die Intensität des unmittelbaren Erlebens verlorengeht. - Natürlich ist diese Entwicklung zwangsläufig." 1

Wenn Hertz hiermit das Ende der heutigen Forschungsmethoden voraussagt, - denn was nicht mehr reizt, zieht auch nicht mehr an - stellt er auch den Wert dieser Forschungsergebnisse in Frage. Die Registrierkurve ist kein Naturereignis. Derlei Ergebnisse sind vielmehr nur Kopien, Informationen aus zweiter Hand, deren Gültigkeit bereits fragwürdig ist. Wo "die Intensität des unmittelbaren Erlebens verlorengeht", wird dem Leben selbst die Entfaltungsmöglichkeit genommen. Dies kommt einem langsamen, aber letztlich unaufhaltsamen Selbstmord gleich.

Die Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts vertraten die Ansicht, daß sie dem Kausalgesetz der Natur auf die Spur gekommen seien. Schon Helmholtz hat jedoch die Behauptung aufgestellt, daß die vorausgesetzte Gesetzmässigkeit der Natur nur eine Hypothese sei. Dies müssen die heutigen Forscher zugeben. Somit ist Newtons absoluter Raum in Brüche gegangen und Darwins Evolutionstheorien sind verblaßt. Sie sind in dasselbe Fanggarn geraten wie die Romantiker, die in ihrem Streben nach dem Absoluten versagen mussten. Gleich dem Urmenschen in frühesten Zeiten stehen wir heute noch vor derselben Welt, die sich hinter der Unendlichkeit des unerklärbar Dämonischen verborgen hält.

In den folgenden Kapiteln werden die Werke Goethes einer Untersuchung unterzogen, die sein Verhältnis zum

Dämonischen zu ergründen helfen. Da der Dichter sich vor allem in seinen Schöpfungen offenbart, werden bloss biographische Daten und Ereignisse dann berücksichtigt, wenn sie zum Thema unserer Auseinandersetzung unentbehrlich sind.

Die einschlägigen Werke werden chronologisch behandelt, denn man lernt Goethe am besten verstehen, wenn man mit ihm zusammen "aufwächst". Indem wir ihn durch seinen persönlichen und dichterischen Entwicklungsgang begleiten, lichtet sich mancher Vorhang.

KAPITEL I

FRÜHE GEDICHTE

Es läßt sich bereits in Goethes frühesten Gedichten der Andrang des Dämonischen verfolgen. Wenn auch die Wahl des Stoffes zu diesen Gedichten zuerst noch oft von seinem Vater bestimmt wurde, so ist es besonders der feurige Eifer und die angeborene Gabe, den gegebenen Stoff auf eigene Art anzupacken, worin sich Goethes innerste Einstellung kundtut.

Mit großer Phantasie begabt und durch "Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion" beeinflusst, wurde Goethe sehr früh in seiner Entwicklung in den Bann des Übersinnlichen gezogen. Einen frühen Versuch, seiner übersinnlichen Vorstellungswelt dichterischen Ausdruck zu verleihen, finden wir in dem Gedichte "Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi".¹ Allein die Tatsache, daß der Knabe Goethe es verstand, in sechzehn reimenden Strophen vor unseren Augen ein Schauspiel zu entwickeln, in dem sich seine Vorstellungen zu aufeinanderfolgenden Ereignissen entwickeln, bedeutet eine bemerkenswerte Tat. Auffallend ist das häufige Erscheinen von Schrecken und Schauer erregenden Eigenschafts- und Tätigkeitswörtern. Sie verkörpern Goethes früheste Auffassung vom Übersinnlich-Dämonischen. Wir lesen zum Beispiel, daß die Sterne zittern, Sonne und Welt erbeben. Jesus wird auf dem Siegeswagen von Feuerwägen fortgefahren, um die Hölle zu zerstören. Diese aber kennt den Schrecken seines Donners, den Zorn des Herrn und verzehrt sich in der Qual des Flammen-Meeres. Die grossen Scharen, die mit Satan gleichen Lasters beschuldigt werden, liegen darnieder im Feuer-Orkan, im schwarzen Höllen-Sumpfe, erfüllt von Qualen des Chaos in ewig finsterner Nacht. Ein Heulen geht durch die Lüfte und über die schwarzen Gräfte. Ein Donner rollt von Jesus Stimme, so daß selbst die

Engel vor seinem Grimme erzittern. Die Verdammten liegen in ewigen Ketten, im Pfuhle der Schwefelflammen. Blitze erglühn, der Donner erfaßt die Übertreter und stürzt sie in den Abgrund.

Es muss hervorgehoben werden, wie eindrucksvoll die christliche Lehre mit ihren geheimnisvollen Überlieferungen auf den Knaben Goethe gewirkt hat. Daß er aber das behandelt, was sich gänzlich dem menschlichen Begriffsvermögen entzieht und ganz von einem dämonischen Element umgeben ist, läßt darauf schließen, daß Goethe schon als Kind einen Hang in sich verspürte, in das Gebiet des Unerforschlichen vorzudringen. Dieses Wagnis ruft aber auch Schauder im Menschen hervor und dieser tut sich unwillkürlich in der Sprache kund. So finden wir auch, daß dieses Gedicht durch das Empfinden eines Schaudergefühls vor dem Unbekannten hervorgegangen sein muß. Das Schaudern aber ist der Menschheit bester Teil, bezeugt Goethe von diesem Zustand, der ihn aus dem nur Existieren heraus zum höchsten Erleben seines Daseins führt. Es gilt als ein Ausdruck der Furcht vor allem Unbekannten, das sich dem Menschen aufzwingt. Es ist dieser Zustand und vor allen Dingen das was ihn verursacht und hervorbringt, was Goethe als dämonisch bezeichnet und betrachtet.

Daß Goethe schon als Knabe den äußeren Erscheinungen skeptisch gegenüberstand, entnehmen wir den Versen, die er in das Stammbuch von Friedrich Maximilian Moors am 28. Aug. 1765 geschrieben hat:

"Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,

Fast wie abgesetztes Geld,
Sieht sie aus, die beste Welt." 2

Man merkt, daß Goethe schon früh bestrebt ist, den Hintergründen aller Erscheinungen auf den Grund zu kommen, denn was wir um uns sehen, scheint doch nur "abgesetztes Geld" zu sein. Besonders kritisch steht er allen dogmatischen Lehren gegenüber, weshalb er denn auch versucht, sich in die Schriften der klassischen Welt und der Aufklärer seiner Zeit zu vertiefen. Am meisten finden bei ihm die Männer und Schulen Anklang, bei denen Poesie, Religion und Philosophie in eins zusammenfielen.

Hiermit stoßen wir auf ein besonderes Merkmal Goethes, es ist sein "Suchen". Er ist ständig auf der Suche nach dem Unbekannten, Unerforschten, Unerreichten. Bereits in einem an Riese gerichteten Brief heißt es etwa:

"Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst
Geliebter Freund in meiner Brust herauf." 3

Er beklagt sich darüber, daß von seiner Leier manch stolzes Lied geklungen, "das aber nicht die Musen und nicht Apollo reichten".⁴ Goethes Ahnungsvermögen war stark ausgeprägt, eine Eigenschaft dämonischer Prägung, die ihn befähigte, durch ein unerklärliches Empfinden auf die richtige Spur zu gelangen. In seinen Oden an Behrisch merkt man, wie enttäuscht er über die Verhältnisse gewesen, in die er hineingeraten war. Voller Verachtung blickt er auf die Gedichte der Leipziger Zeit zurück und sehnt sich danach, den Zugang zur wahren Poesie zu finden:

"Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner, er jammert mich.
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm." 5

Mit dem Erwachen unwiderstehlicher Liebes- und Leidenschaftsgefühle meldet sich bei Goethe zugleich das dämonische Element. Im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen

bemerkt man auch das Gewahrwerden des Unterbewusstseins. Alles Erschaute beeindruckt von nun an nicht nur seinen Geist, sondern ganz ebenso sein Empfinden. Alles erscheint wie von unsichtbaren Eigenschaften umgeben, die auf den Menschen unwillkürlich ihre Wirkung ausüben. Insbesondere die Lyrik dient Goethe nun als ein Gefäß für solche Offenbarungen:

Die schöne Nacht

Nun verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finstern Wald;
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf. 6

Das Dämonische liegt in diesem Gedicht in der Verschmelzung von Natur- und Liebesgefühlen. Alle Dinge atmen mit einem belebenden Hauch. Es ist aber nicht nur eine Personifizierung lebloser Gegenstände, sondern das Empfinden ihrer geheimen Eigenschaften, wodurch eine Seelenverwandtschaft zwischen Mensch und Umwelt hergestellt wird. Die gesamte Schöpfung wird somit als eine lebendige Einheit betrachtet, innerhalb welcher sich der Mensch als ein Teil bewegt. Besonders deutlich tritt dies in dem Gedicht "An Luna" hervor, wo die ganze Schöpfung als ein Gleichnis betrachtet wird:

"Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht;
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschloßnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächtge Vögel auf." 7

Durch Herders Einfluß erkannte Goethe, daß alle großen Dichtungen Ausgeburten der Natur sind und als ein Ausdruck

der menschlichen Seele selbst betrachtet werden können. Indem er sich vollkommen vom Zwange der Konventionen befreite, wendete er sich zur gleichen Zeit dem "Volke" zu, um nach den Quellen allen Lebens zu forschen. Nur wo die Gottheit und die Natur noch nicht getrennt erscheinen, offenbart sich das ursprüngliche, das dämonische Element. Alles Übersinnliche erscheint hier noch in konkreter Form und ist eng mit allem Leben verbunden. Damit kommen zugleich die schöpferischen Kräfte seines eigenen Unterbewußtseins zum Durchbruch und es entstehen lyrische Gedichte, die noch heute zu den Perlen der deutschen Poesie gehören.

Man ist betroffen, wieviel Naturtreue sich in einem Gedicht "Heideröslein"⁸ offenbart. In knappen Worten entfaltet Goethe vor unseren Augen das Wirken des Dämonisch-Natürlichen im Menschen. Wir werden zugleich der ganzen Schöpfung in ihrer ursprünglichen Entstehungsform inne. Man braucht nur an die Worte zu denken:

"War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn."

Wie sehr gleicht dies dem "Es werde Licht" der Schöpfungsgeschichte. Und doch liegt nichts Übersinnliches in Goethes Versen. Alles ist so nah und greifbar und aus der lebendigen Natur selbst geschöpft, daß uns nichts unbegreiflich bleibt. In den folgenden Zeilen dagegen:

"Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Muß es eben leiden."

werden wir unmittelbar an das dämonische Element in der Natur gemahnt. Die ganze Tragik des Lebens steht uns vor Augen. Das "Sehen" bleibt hier nicht mehr am Stofflichen haften, es wird zu einem geistigen "Schauen", zu einer Schau. "Mailied", "Willkommen und Abschied" u.s.w. bezeugen die gleichen Vorgänge. Im Ersteren spiegelt sich eine naive

Freude am Leben wider, ungetrübt genießt der Dichter den Anblick der Welt. Im Letzteren dagegen nimmt diese einen überaus dämonischen Charakter an. Subjektive Eigenschaften, wie Schmerz und Freude werden nun ein Teil des Ganzen und sind nicht vom Stofflichen zu trennen. Sie sind genau so notwendig im Seelenleben des Menschen, wie das Ein- und Ausatmen notwendige Funktionen des Körpers sind. Es ist dieselbe Dichotomie, die sich in allen ewigen Gesetzen wiederholt.

Daß sich Goethe in seinen frühen Gedichten so oft mit der "Nacht" beschäftigt, weist darauf hin, daß er den Romantikern gleich die "Nachtseite der Seele" zu ergründen suchte. Wie sie, wollte auch er das -UR- allen Seins erschließen. Alle Spuren aber führten ins Dunkle. Aus diesem Grunde wurden alle schriftlichen Überlieferungen nach ihrem Ursprung geprüft. Goethe selbst drückt dies so aus:

"...bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem inneren Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele." 9

Dieser Ansicht über das Ursprüngliche scheint die Auffassung des "Genies" entsprungen zu sein, die Goethe in dieser Zeit besonders beschäftigte. Gemäß dieser Auffassung ist das Genie befähigt, tiefste, geheimste Wahrheiten auszudrücken, die dem Verstande verborgen bleiben. Das Genie verkörpert also "etwas Magisches, das wir weder selbst noch seine Wirkung einem Begriffe unterordnen können". Genie fiel somit auch in das Gebiet des Dämonischen. Die Gedichte der Sturm und Drang Periode sind in gewissem Sinne Prä-tensionsansprüche auf das Genie. Hervorgerufen durch eine

innere Unruhe, verkörpern sie die Idee des Wanderns und Aufbrechens, wie in:

Wanderers Sturmlied

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingend,
Wie die Lerche,
Du da droben. 10

Auf die Antriebskraft des Genies eingehend, vergleicht Goethe sie in diesem Gedichte mit "Vater Bromius", mit dem, "was innre Glut Pindarn war", ja, "was der Welt Phobus Apoll ist". Es ist ein gewisser sokratischer "Daimon", der dem Genie vorangeht, deshalb auch sein Flehen:

"Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!" 11

In "Adler und Taube" und "Der Wanderer" versucht Goethe allgemeingültige Weisheiten auszusprechen, die auf das Vorhandensein ewigwirkender, geheimnisvoller Kräfte in der Natur deuten. Der Adler wird vom "allgegenwärtigen Balsam allheilender Natur" ¹² geheilt. Der Wanderer dagegen hat das Verlangen nach Rast und Geborgenheit, nach einer Hütte:

"Natur, du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbteil ausgestattet, einer Hütte!" 13

Beides sind Gegenpole des 'Sturm und Dranges'. Auf diese Weise versucht Goethe zu einer Steigerung zu gelangen, die ihm zu einer höheren Ansicht der Dinge verhilft. Der Tauber bringt dem wilden Adler die Freuden des wahren Glückes

bei, die in der Genügsamkeit liegen. Der Wanderer wiederum sehnt sich nach einem Ruheplatz, nach Haus, Weib und Kind. Es sind Eigenschaften, welche die Romantiker ablehnen. Goethe jedoch erkennt schon hier, daß die Natur aus Gegensätzen besteht, die sich polar gegenüberstehen. Wie das Ein- und Ausatmen bewegen sie das Ganze. Weil dem Menschen die wahre Bedeutung dieser Gesetze verborgen bleibt, erscheinen sie ihm dämonisch. Alle menschliche Erkenntnis bleibt Stückwerk, die Funktion des Ganzen hüllt sich in ein grosses Geheimnis.

In Goethes Hymnen aus der Frankfurter Zeit spiegelt und sammelt sich das innere Seelenleben des Menschen. Wie der Wanderer auf Erden seine "Hütte" sucht, so sehnt sich die Seele des Menschen nach der Geborgenheit, nach ihrem Ursprung zurück, nach ihrem Erzeuger. Die äussere Natur wird hier als ein Gleichnis herangezogen, in der sich diese ewigen Gesetze vollziehen. Die sichtbare Welt besteht aus lauter Symbolen, deren Bedeutung durch den Gesang der Seele offenbar wird. So wird ein Einklang des Einzelnen mit dem Ganzen erzielt. In "Mahomets Gesang" ¹⁴ zum Beispiel ist es der "Felsenquell", dessen Jugend "über Wolken" von guten Geistern genährt wird. Er belebt die Blumen und Wiesen im Tale:

"Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf,
Schlangengewandelnd."

Und immer größer schwillt er an, "getragen" von seinen Brüdern, die sich zu ihm gesellen:

"...ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß."

Bis er dann am Ende vor seinem Ziele angelangt, sich seinem Erzeuger wieder ans Herz wirft:

"Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz."

Man wird hier schnell des dämonischen Elementes gewahr, das sich hinter diesem Symbol versteckt. Es ist nicht der Quell selber, dessen Lauf uns entzückt, sondern die geheime Kraft, die unserer Seele dieselben Schwingungen wie dem Quell verleiht. Wie sich der Lauf des Quells vor unseren Augen abspielt, so verspüren wir denselben Vorgang auch in uns selber, ja wir erkennen zugleich, daß dieser Ablauf sich in allen anderen Vorgängen vor unseren Augen wiederholt. In "Ganymed" ¹⁵ zum Beispiel steigert sich dieser Vorgang bis zum höchsten Rausch. Wo wir vorher noch Beobachter gewesen, werden wir nun selbst von dem Strom mitgerissen. Vom dämonischen Element ergriffen erschauert unsere Seele in Anbetung und Lobgesang:

"Hinauf! Hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfassen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!"

Obwohl Goethe die große Anziehungskraft des Dämonischen verspürt, erkennt er zugleich die Gefahr, die ihm von dieser Seite droht. Dem Menschen schwindelt es in der Höhe der Götter zu wohnen. In "An Schwager Kronos" ¹⁶ verspüren wir die große Unruhe, die ihn plötzlich überfällt. Die Zeit läuft ab und mit ihr das Leben des Menschen. Mühsam geht es den Berg hinauf, strebend und hoffend geht es hinan:

"Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll."

Doch dort oben ist nicht sein Platz, hinab zum Orkus führt
sein Weg. Den Himmel würden ihm die Götter doch nur strei-
tig machen; davon haben uns schon die "Alten" gesungen:

"Ab denn! rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!"

Trunken, geblendet und taumelnd, geht es den Berg hinab.
Doch sein Wille ist nicht gebrochen. Er kommt nicht als
ein Geschlagener, freiwillig kommt er vor das Tor der Hölle:

"Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen!
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfangen!"

Daß der Sturm und Drang ein gefährlicher Ausbruchsver-
such der dämonischen Kräfte bedeutete, erkannte Goethe nur
zu gut. Die Entstehung des "Werther" und "Egmont" verdan-
ken wir dieser Einsicht. Es war verhängnisvoll, sich die-
sen elementaren Kräften bedingungslos hinzugeben. Mancher
Romantiker mußte es mit seinem Leben bezahlen. Will der
Mensch bestehen, so heißt es, diesen Kräften Trotz zu bie-
ten. Goethe war bereit, sein eigenes Schicksal in die Hand
zu nehmen und das chaotische Durcheinander in und um sich
zu zügeln:

"Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn:
Mußt mir meine Erde
Doch lassens stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest." 17

KAPITEL II

WERTHER

Welche Gefahren damit verbunden sein können, wenn der Mensch sich ganz dem Einfluß des Dämonischen hingibt, erkannte Goethe zum ersten Mal in seinem Werthererlebnis. Hier verspürte er die unerklärlichen Kräfte, die mit eruptiver Gewalt dem Unterbewußtsein des Menschen entspringen. Dank seiner unbeirrbaren Einsicht erkannte Goethe rechtzeitig die schöpferischen Eigenschaften derselben und goss sie in eine Kunstform, die kaum ihresgleichen aufzuweisen hat. Damit wendete er das Unheil von sich, welches mit dem Erscheinen dieser Kräfte heraufbeschworen wurde. Im "Werther" hat Goethe sich im buchstäblichen Sinne gesund geschrieben. Er lenkt alle Gefahren des Dämonischen auf seinen Helden; indem er jenen "umbringt", rettet er sich selbst.

"Werther" ist ein Kunstwerk des Sturms und Drangs. Leben und Kunst verschmelzen zu einem Ganzen, nach dem Ideale der Stürmer und der späteren Romantiker. Die Gefahr, die daraus entsteht, ist offensichtlich, da beide sich polar gegenüberstehen. Wir haben dabei das "Kleistische Problem" vor Augen. Berufslosigkeit, Familienlosigkeit und Heimatlosigkeit finden wir im Werther verkörpert. Sein Streben nach dem Unbedingten in einer so bedingten Welt bildet die Tragödie der Handlung. Seine Verachtung alles Bürgerlichen zeugt davon, daß er den Anforderungen des Lebens nicht gewachsen ist. Sein Verlangen mit dem Urwesen aller Dinge zu verschmelzen, führt ihn an die Grenze des Lebens. Daß dieser Zustand durch die Leidenschaften der Liebe gefördert wird, ist wiederum ein Beweis, daß die Gefühle des Menschen diejenigen Elemente in ihm verkörpern, die seinem Verstande verborgen bleiben.

"Werther" ist somit Goethes eigenster Versuch, Regionen im Menschen zu erschließen, wie sie im Unterbewußtsein liegen. Dieses Unternehmen offenbarte ihm gewisse elementare Mächte, die auf alle Dinge einen Einfluß haben. Sie sind den Kräften der Natur vergleichbar, die zugleich verderblich oder auch fördernd sein können. Für den Menschen sind sie lebensfördernd, wenn er sie durch sein Bewußtsein zu beherrschen lernt. Sobald er sich aber dem Unbewußten ausliefert, nehmen diese elementaren Kräfte überhand und überwältigen ihn. Im "Werther" hat Goethe uns das Schicksal eines Menschen vor Augen gestellt, der diesen Leidensweg geht.

Werther ist ein überaus empfindsamer Mensch, dessen Seelenleben eng mit den geheimsten Regungen in der Natur verbunden ist. Er verspürt überall einen belebenden Hauch in der Natur, fühlt aber zugleich Angst erregenden Schauer davor; dies geschieht vor dem fließenden Wasser am Brunnen vor dem Tore, wo er lebt. Seine Umgebung wirkt für ihn geheimnisvoll. Alle Dinge haben für ihn eine dämonische Kraft, die mit den Menschen in Wechselbeziehung stehen. Phantasie, Traum und Leben fließen bei ihm ineinander.

Eine weitere Eigenschaft Werthers ist seine Grenzenlosigkeit; er strebt ins Unendliche und bedauert die "Einschränkung" in welcher die "tätigen und forschenden Kräfte" des alltäglichen Menschen eingesperrt sind, er kehrt in sich selbst zurück und findet da eine Welt "mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft".¹ Doch er ahnt nicht, welchen Gefahren er sich ausgesetzt hat, indem er sich nach "Innen" wendet und dieses den äußeren Einflüssen öffnet.

Werther ist eine fühlende Masse, ein Fluidum, das sich in alle Richtungen ausdehnt. Er verspürt die ewige Sehnsucht nach dem Unbekannten, nach der Ferne und der Zu-

kunft, die dämmernd vor seiner Seele ruhen und in denen seine Empfindungen verschwimmen. Er verspürt den Drang, sich aufzulösen und zu vergehen.

Wie anders dagegen ist Albert, der selbstbewußt seiner Beschränkung eingedenk sich eine sichere Zukunft erbaut. Diese Zukunft ist zwar nüchtern, aber umso möglicher. Sie ist den äußeren Umständen angepaßt und beruht auf den Gegebenheiten des Lebens. Er weiß, daß Lotte ihm gehört und hat Mitleid mit Werther, der die wirklichen Verhältnisse zu übersehen scheint.

Als Werther durch die Vermählung Lottes wachgerüttelt wird, ist es zu spät für ihn, da er bereits völlig umnachtet und ein Opfer jener elementaren Kräfte geworden, denen er sich ausgesetzt hatte. Er kann nicht mehr den Weg zurück ins Leben finden, da er dieses Leben nicht für lebenswert ansieht. Ein Leben, wie Albert es führen wird, ist für ihn sinnlos. Er vergleicht seinen jetzigen Zustand mit der Vergangenheit, wo "sich die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt" ² allebend in seiner Seele bewegten. Er sah sie wirken und schaffen, "die unergründlichen Kräfte".³ Es war so verlockend, an der ewigen Schöpfung teilzunehmen und als ein Teil des Ganzen zu gelten. Nun sieht er in allem nur noch "ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer".⁴

Unbewußt scheint Goethe hier einen Stoff zu behandeln, der ihm nachher im Egmont bewußter wird und den er "das Dämonische" benennt. Dies tritt besonders in Werthers Worten ans Licht, wenn er sagt:

"Ich stehe vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück." ⁵

Dies "ich werde gespielt" zeugt von Einflüssen im menschlichen Leben, die keineswegs lebensfördernd sind. Es deutet auf gewisse elementare Kräfte, die willkürlich walten und weder gut noch böse sind, die aber den Menschen verschlingen, wenn er sich ihnen ganz ohne Widerstand aussetzt. So sehen wir denn auch, daß Werther ihnen nicht mehr entringen kann. Er versucht zwar sich aus ihrer Umschlingung zu entreißen, indem er von Lotte weg in seine Heimat zieht. Doch umsonst, es zieht ihn unwiderstehlich zu ihr zurück.

Es ist kein Zufall, daß Werther immer wieder mit Menschen zusammentrifft, die gleich ihm ein Opfer ihrer Liebe geworden sind. An ihrem Schicksal können wir bereits sein eigenes Ende vorausahnen. Werthers Weg führt in den Tod. Dieser Weg scheint ihm aber sehr verlockend, da er ihn zu den Urgründen des menschlichen Geistes hinführen scheint. Der Weg selber aber ist das Chaos, das wir mit dem Toben der Elemente in der Natur vergleichen können. Werther selber gibt uns einen Bericht darüber:

"Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Tauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten, alle Bäche geschwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Tal überschwemmt! Nachts nach elfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Tal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichem Widerschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen!" 6

Wie um Werther, sieht es auch in ihm selber aus. Goethe vergleicht hier das Toben elementarer Kräfte in der Natur, mit dem Wüten dämonischer Elemente im Unterbewußtsein des Menschen. Wenn auch "das Schaudern" der Menschheit bester Teil ist, so ist es doch gefährlich, wenn ihm

nicht entgegengewirkt wird. Werthers Auflösung läuft parallel mit dem Durcheinander in der Natur. Das Ergebnis ist Wahnsinn und Tod, genauso wie auch die Naturgewalten sich nach dem Austoben wieder beruhigen.

KAPITEL III

EGMONT

Hervorgerufen durch "Sturm und Drang" und zum Teil noch unter dem Banne seines "Werthererlebnisses" stehend, versuchte Goethe, die ewig notwendigen Gesetze zu erforschen, die auch durch die "Betrachtung alles Vergänglichen" ¹ nicht aufgehoben werden können. Dabei stößt er immer wieder auf Erkenntnisse, die verstandesmäßig nicht zu erfassen sind.

Er ist besonders daran interessiert, unter welchen Einflüssen der Mensch steht und versucht, die Hintergründe seines Handelns zu erforschen. Die Frage der persönlichen Freiheit tritt dabei in den Vordergrund. Inwieweit ist der Mensch frei, und inwieweit wird sein Schicksal - abgesehen von äußeren Umständen - durch höhere Mächte bestimmt?

Diese Frage hat Goethe bereits in seinem "Goetz" zu klären versucht, wo eine urwüchsige menschliche Natur unter dem "Druck der Umwelt" gestellt wird. Ob Herder auch recht hat oder nicht, daß dieses Stück zu sehr "gedacht" sei, jedenfalls hat Goethe damit erzielt, daß er seine eigenen "Begriffe von äußeren Dingen" rechtfertigen konnte. Obwohl es Goethe stets darum zu tun war, den Puls der ganzen Menschheit zu fühlen, fällt seine Aufmerksamkeit doch immer auf bestimmte Charaktere, die sich durch ein besonderes Talent vor der Allgemeinheit auszeichnen. Ein jedes Talent aber, sagt Goethe:

"dass sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst noch seine Wirkung einem Begriffe unterordnen können". ²

Hiermit deutet Goethe auf die Grenzen der reinen Vernunft des Menschen hin. Die Welt, in der der Mensch lebt, ist viel umfassender als die, die er nur mit seinem Verstande wahrnehmen kann. Es gibt verschiedene Kräfte, deren Wirkung man in jedem Geschehen verspüren kann, die sich aber jeder Vorstellung des Menschen entziehen:

"Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich von diesen furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete." 3

Im "Werther" tat sich dieses "Dämonische" in den elementaren Kräften der Natur kund, womit die Geschehnisse im Werther selber verglichen werden. Im "Egmont" dagegen tritt dieses Dämonische im Menschen selber hervor. Wenn wir Werther noch als ein Naturphänomen bezeichnen konnten, so ist dies bei Egmont nicht mehr der Fall. Egmont ist ganz "Mensch", mit all seinen Schwächen und mit all seiner Kraft. Werther empfand das Verlangen sich im All der Natur aufzulösen, Egmont dagegen versucht dieselbe zu ergründen, um die Freiheit des Menschen zu erlangen. Er ist nicht mehr unbegrenzt in seinem Streben wie jener. Er weiß, wie beschränkt der Mensch ist und versucht nur seinen Schicksalswagen an den überall lauernden Gefahren des Lebens vorbeizusteuern. Er sieht das Dauerhafte nicht in den Erscheinungen, sondern in dem, was hinter diesen verborgen liegt. Deshalb rügt er auch seinen Sekretär, der bedächtig und pedantisch alle Dinge ordnen will.:

"Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken.

Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum woher er kam". 4

Durch seine sorglose Lebensfreude erschließt Egmont sich die Herzen seines Volkes. Er wird von ihm geliebt, geachtet und verehrt. Seine besondere dämonische Ausstrahlung fesselt jeden an ihn, der mit ihm in Berührung kommt. Wir hören von Klärchen zum Beispiel: "Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich, ja, wäre mir weit mehr begreiflich." ⁵ Soest, der Krämer aus dem Volke, sagt ebenfalls: "Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will." ⁶ Das "Sehen" scheint bei den naiven Menschen besonders stark ausgeprägt zu sein. Nachsicht, Vorsicht, Einsicht u.a. sind Worte, die Egmont selber stets gebraucht. Seine Lebensverbundenheit widerspiegelt dies und er wird zu einem wahren Repräsentant des naiven Volkes.

Egmonts "Sehen" richtet sich aber nicht auf die Aufgaben des Augenblickes, wodurch er die drohende Gefahr übersieht, die sich für ihn anbahnt. Die gegebene Situation verlangt es, daß er seine Sicht einengt und steigert; er tut aber genau das Gegenteil. Dies macht ihn für das Leben unbrauchbar. Seine Tugend wird ihm zum Verhängnis. Die Gabe, das Ganze zu übersehen, hindert Egmont daran, das Einzelne zu erkennen, worauf es im Existenzkampf des Menschen aber gerade ankommt.

Wie anders dagegen Oranien. In ihm haben wir einen praktischen Menschen, der weiß, wie er zu handeln hat, um sich zu behaupten. Er steht "immer wie über einem Schachspiele" ⁷ und hält "keinen Zug des Gegners für unbedeutend". ⁸ So tadelt er denn auch Egmont, der die Geheimnisse der Natur ergründen will, und ruft ihm zu: "Laß uns denken Egmont". ⁹ Dieser aber beharrt darauf: "Ich muß mit meinen Augen sehen". ¹⁰

Egmont ist somit ein Typ des naiven Menschen, der seine ganze Erkenntnis noch durch das "Schauen" erlangt. Es befähigt ihn, die geheimen Kräfte, die im Menschen verankert liegen, zu durchschauen. Auf der anderen Seite, hindert es ihn aber daran, sich vor diesen Kräften zu schützen, da dies nur bewußt durch den Gebrauch des Verstandes geschehen kann. Albas intellektuellem Denken gegenüber ist Egmont vollkommen fremd und seinen Intrigen wie auch seiner Staatskunst nicht gewachsen. Albas Soldaten sind "wie Maschinen, in denen der Teufel sitzt".¹¹ Er aber ist der Operateur, der diese Maschinen lenkt. Die Durchführung seiner Pläne ist von Zufälligem unabhängig; sie hängt nur davon ab, ob er richtig oder falsch kalkuliert hat. "Der Herzog gleicht mir einem ehernen Turm ohne Pforte"¹² sagt Silva. An einen solchen Menschen kann das Dämonische nicht so leicht heran. Er ist stets auf seiner Hut und freut sich nicht leicht über das Geschehene, "denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und sorgen gibt",¹³ wie er selber sagt.

Silva, ebenfalls ein naiver Mensch wie Egmont, verspürt die Unzulänglichkeiten des Intellekts. Wie Oranien um Egmonts "Blindheit" über das sich zusammenziehende Netz Albas besorgt war, fürchtet Silva, daß die Rechnung Albas nicht ganz aufgehen wird. Er weiß, daß das Schicksal die Waage zwischen Zufall und Bestimmung hält, so wie das Leben zwischen Vernunft und Empfindung schwankt. Er sieht Geister vor sich,:

"die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnem; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ists". 14

Silva "fühlt", daß Oranien nicht in die Falle kommen

wird, ihm "sagts das Herz". Nun ereignet sich tatsächlich das Paradoxe in der Handlung. Egmont, der allem abstrakten Denken feindselig gegenüber stand und den Kalkulationen Albas hätte misstrauen sollen, kommt "die Befehle des Königs zu vernehmen" und wird verhaftet. Oranien dagegen, dem sein Intellekt die Begründungen Albas plausibel gemacht haben sollte, entweicht. Alba selber sagt: "So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein".¹⁵ Oraniens Selbsterhaltungstrieb läßt ihn zur rechten Zeit Verstand und Empfinden gebrauchen.

Das Dämonische ist hier dem Zufalle vergleichbar, der sich jeder Ordnung entzieht. Selbst Alba ist ihm unterworfen, indem seine Pläne durch das Unberechenbare durchkreuzt werden. Bei Egmont erscheint das Dämonische zugleich noch als eine Kategorie des Religiösen, wie beim Volke, das er regiert. Das Unberechenbare in ihm ist, wie im Volke, zugleich Stärke und Schwäche. Es erweist sich als unbezwingbar; zur selben Zeit aber läßt es dem Volk nicht seinen Willen gebrauchen, sich zur Tat aufzuraffen.

Das eigentliche Innewerden des Dämonischen geschieht bei Egmont, nachdem er sein Todesurteil empfangen hat. Hier wird sein "Schauen" zur Schau, zu einer Offenbarung. Hier erkennt er aber auch, daß sich das Erschaute nicht vermenschlichen läßt. Die angestrebte Freiheit, wie er sie gesehen, läßt sich in diesem bedingten Leben nicht verwirklichen, da der Mensch unter dem Einflusse höherer Kräfte steht. Den verzweifelten Ferdinand, der nach dem Todesurteil bei Egmont in der Zelle verweilt, beschwichtigt dieser mit den Worten:

"Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen." 16

Egmont ist somit den Gang gegangen, den er gehen

mußte. Von Natur aufgeschlossen, tapfer und lebensfreudig, ist er den Intrigen einer komplizierten Staatsklugheit nicht gewachsen. Das Leben konnte ihm die Freiheit, die er anstrebte, nicht geben. Zuletzt scheint er im Schlaf die Erlösung zu finden, die er suchte. Der Tod ist für ihn auch nur eine Eingangspforte in ein besseres, freies Leben.

Die Tragik in diesem Stücke liegt nicht in der Auseinandersetzung zwischen Egmont und Alba, nicht in der Handlung sondern im Leben selber. Die Tragödie ist schon im Entschlusse zur Lebensbehauptung enthalten. Egmont und Alba stehen für den positiven und negativen Pol der Freiheit, die durch Steigerung in Aussicht gestellt wird. Goethe selbst spricht darüber in Dichtung und Wahrheit:

"Das Dämonische was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige (Egmont) untergeht und das Gehäßte (Alba) triumphiert, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes (die Freiheit) hervorgehe, das dem Wunsche aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später, und zur rechten Zeit, die Gunst verschaffte, deren es noch jetzt genießt."¹⁷

KAPITEL IV

URFAUST

Von besonderer Bedeutung für die Entstehung des Urfaust ist die Frankfurter Genesungszeit des krank aus Leipzig heimgekehrten Studenten. Zu dieser Zeit beschäftigt sich Goethe eindringlich mit den Mysterien der paracelsischen Welt:

"Der neue Platonismus lag zu Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah." 1

Diese Welt war den Auffassungen des Mittelalters entsprungen, bestand aus einer wohlgeordneten Gedankenfolge der Schöpfung und beruhte hauptsächlich auf biblischen Überlieferungen. Zuerst war Gott, dann der Sohn und die Dreieinigkeit und hernach kam Luzifer. Nachdem dieser die Engel erschaffen, geschah der Abfall und die Spaltung mit Gott. Von hier nahm die Materie ihren Ausgangspunkt, die schwer, fest und finster war. Als Gegenwirkung befähigten die Elohim dem unendlichen Sein sich auszudehnen und gegen sich zu bewegen, womit das Licht und die eigentliche Schöpfung begann. Zur Wiederherstellung der ursprünglichen Verbindung mit Gott wurde der Mensch erschaffen, der aber infolge des vorherrschenden Widerspruches ebenfalls den Sündenfall beging. Ein ewiges Abfallen und Zurückkehren zum ursprünglichen Sein ist der Zustand, in dem der Mensch sich nun befindet. So schildert Goethe in "Dichtung und Wahrheit" die mittelalterliche Auffassung der Schöpfung.

Dass sich hiermit dem Menschen ein Sehnen nach Erlösung aufzwingt, folgt ganz von selbst. Wie sehr Goethe von diesem Gedankengang durchdrungen ist, beweist der Ab-

schluß seiner Faustdichtung, die mit dieser Botschaft endet. Im zweiten Teil des achten Buches von "Dichtung und Wahrheit" weist Goethe auf die Notwendigkeit dieser Erlösung hin:

"Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig notwendig gedacht wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins sich immer wieder erneuern muß." 2

Daß Goethe vieles in dieser überlieferten Weltanschauung als Legende betrachtet hat, bedarf kaum der Erwähnung. Daß er aber trotz der bestehenden Widersprüche große Wahrheiten in vielen Überlieferungen verspürte, steht ebenso fest, denn "der Geist des Widerspruches und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen." 3 Es ist gerade dieses "Paradoxe", das wir als dämonisch bezeichnen können, es ist etwas, was den Menschen zugleich anzieht und abstößt, ihn beruhigt und aufregt, ja man könnte sagen, ihn belebt und absterben läßt.

Um diesem Dämonisch - Paradoxen auf den Grund zu kommen, flüchtet Goethe sich wiederum hinter ein Bild. Dafür scheint ihm die Puppenspielfabel des "Doktor Faustus" besonders geeignet, um einen Stoff symbolisch darzustellen, den es nicht allein begrifflich zu erfassen gilt. Es ist zu beachten, daß "Faust" Goethes eigene Auseinandersetzung mit dem "Unfaßbaren" widerspiegelt. Es ist gleichsam ein Werk, in dem er sich selbst zu verklären sucht.

Schon die Eingangsverse des Faustmonologs lassen Fausts inneren Zusammenbruch erkennen. Im eigentlichen Sinne handelt es sich hier um den Zusammenbruch der scholastisch mittelalterlichen Welt, aus deren Trümmern sich Goethe selbst eben aufrafft. In seinem Drang nach Erkenntnis versucht Faust die letzten Prinzipien zu erfassen, wird sich aber der Grenzen der Begriffsmöglichkeiten be-

wußt, was ihn an den Rand der Verzweiflung führt:

"Und seh, daß wir nicht wissen können;
Das will mir schier das Herz verbrennen." 4

Nun greift Faust zu einem dämonischen Element, der Magie, welches hier als ein Symbol seines göttlich - teuflischen Ahnungs- und Gefühlsvermögens gebraucht wird. Dies läßt uns bereits erkennen, daß Faust um die Erkenntnis der übersinnlichen Welt ringt. Die Erkenntnis, die er anstrebt, kann nicht mehr begrifflich erfaßt werden, das will sagen, sie kann nicht mehr nach Kriterien mathematischer Evidenz erwiesen werden:

"Drum hab ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis werde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Rede von dem, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen." 5

Somit greift Faust nach dem geheimnisvollen Buch "Von Nostradamus' eigner Hand", womit augenblicklich Swedenborgs "Arcana coelestia" gemeint ist. Seine letzte Hoffnung das All zu erfassen, scheint nur durch das Erforschen der dämonischen Mächte möglich zu sein. Doch sein Eindringen in das Universum der Geister wird für ihn ein überaus gefährliches Spiel. Die Beschwörung des Makrokosmos gelingt ihm nicht, dieser Geist bleibt dem Menschen verschlossen. Mit dem Erdgeist hat Faust zwar mehr Erfolg, doch auch dieser erscheint nur, um Faust zu verhöhnen, weil er sich ihm gleichzustehen anmaßt:

"Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!" 6

Dies bestimmt Anfang und Ende der gesamten Faustdichtung. Was folgt, sind nur Variationen dieses Leitmotives.

Obwohl Faust mit dieser Einsicht innerlich zusammenbricht, wird sein Streben doch keineswegs gehemmt. Im Gegenteil, er ist nun entschlossen, vor keinem Mittel zurückzuschrecken, das seiner Erkenntnis fördernd sein könnte. So entfaltet sich vor unseren Augen ein Schauspiel, das den gesamten Werdegang des Menschengeschlechtes widerspiegelt. Indem Faust den Kreis der "kleinen Welt" durchschreitet, schwebt er stets zwischen Schuld und Sühne. Seine Lust am Leben und seine Begierde nach Genuß verleiten ihn, den Verführungen des "Teufels" zu folgen. Über Auerbachs Keller führt ihn der Weg zu einem Liebesabenteuer mit Gretchen. Mit der Verführung und ihrem unschuldigen Leiden, wird uns die Tragik des Lebens erschlossen. Fausts Reue kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Die letzten Worte Gretchens, die wir zu hören bekommen, lauten: "Heinrich! Heinrich!", was zugleich Anklage und Hilferuf bedeutet. Fausts Flucht läßt den Fluch nur noch schwerer auf ihm lasten.

Daß dieses Werk damit nicht abgeschlossen sein konnte, liegt auf der Hand. Goethes positive Einstellung dem Leben gegenüber, erforderte eine andere Lösung. Es beanspruchte Goethe fünfundsiebzehn Lebensjahre, sie zu finden. Den Stoff, den er mit seinem Urfaust aufgegriffen hatte, konnte er nicht wie "Werther" oder "Egmont" lösen. Das "Unfaßbare" und "Ungeheure" der Geisterwelt selbst mußte geläutert werden. Das unberechenbar Dämonische mußte sich in die Gesamtgleichung einfügen. Wie das Buch der Propheten, ist der Urfaust auf die Erlösung des Menschen gerichtet. Selbst mit dem Tod war dieses Problem nicht abgetan, da das Material, mit dem Goethe sich befasste, über diesem stand.

KAPITEL V

BALLADEN UND SPÄTERE GEDICHTE

Wenn sich Goethes frühe Gedichte durch eine stark persönliche Haltung des Dichters zu seinen Werken auszeichnen, so ist seit Weimar eine andere Einstellung zu verspüren. Zum Teil ist dies auf die neue Umgebung zurückzuführen, in der Goethe sich nun befand, aber auch auf sein eigenes Bestreben, seiner poetischen Gestalt eine neue Form zu verleihen. Ob Weimar der richtige Boden dafür war, darüber streiten sich noch heute viele Goetheforscher. Ortega y Gasset ist der Meinung, daß Goethe viel beglückender für die Menschheit gewesen wäre, wenn er nicht in den "humusarmen Topf des Weimarer Liliputenhofes"¹ geraten wäre. Wie dem auch sei, Goethe selbst wünschte sich einen Wechsel in seinem Lebenswandel und glaubte an einen Wink des Geschickes, als er das herzogliche Angebot empfing. Er vertraute dem "lieben Ding, das sie Gott nennen"² und hoffte, daß sich alles zu seinem Besten gestalten würde.

Diese Lebenseinstellung ist für Goethe bezeichnend. "Stirb und Werde" vor Augen durchläuft er einen Lebensabschnitt nach dem anderen, um sich von dem Drang und Druck des Allzumächtigen zu befreien. Kaum aus den Fangarmen des dämonischen "Sturm und Dranges" entflohen, wendet Goethe sich der klassischen Ausdrucksform zu. Er nimmt Abstand von den Dingen, um sich eine objektive Kenntnis anzueignen. Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß Goethe einer im heutigen Sinne materialistischen Weltanschauung huldigte. Sein Glaube an die Einwirkung des Dämonischen in allem "Stofflichen und Unstofflichen" blieb ihm erhalten und hat sich bis ins späte Alter nur gesteigert.

Vor allen Dingen ist es aber der Glaube an "das Göttliche", der sich bei Goethe von nun an immer mehr durchsetzt. Der Wille des Menschen zum eigenen Handeln wird dabei als eine innere Notwendigkeit der göttlichen ewigen Gesetze betrachtet. Schon in einem seiner ersten Gedichte aus der Weimarer Zeit tritt dieses hervor. Auf ein altes Urbild des menschlichen Aufbruches eingehend, vergleicht er sein eigenes Leben einer "Seefahrt":

"Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend wie des Einschiffsmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte." 3

Wie sehr gleicht dies dem Aufbruch Odysseus, den es auch in die Ferne trieb, um das Unbekannte zu erforschen. Ja, man könnte es mit dem Aufbruch von Urvölkern vergleichen, die dem Morgen eines neuen Seelenlebens entgegenziehen. Doch mit dem Aufbruch wird auch auf die Gefahren hingedeutet, die sich der menschlichen Wanderung entgegenstellen. Es sind elementare Kräfte, die mit dem Menschen zu "spielen" scheinen:

"Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt! Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen." 4

Dieses "Spielen" bedeutet aber für den Menschen ein Ringen um Leben oder Tod. Die elementaren Kräfte, die ihn umgeben, können für ihn zugleich lebensspendend oder totbringend sein. Dies ist ihre dämonische Eigenschaft. Dieselben Kräfte liegen auch im Menschen verbor-

gen und können zu jederzeit ausbrechen. Deshalb gilt es sich zu beherrschen und den inneren wie den äußeren Dämonen Trotz zu bieten. Leben bedeutet Kämpfen. Das Gelingen der Seefahrt müssen wir aber den göttlichen Gewalten überlassen, da es nicht in unserer Macht steht darüber zu entscheiden:

"Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen!
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern." 5

Die Erforschung der Natur lag Goethe in Weimar sehr am Herzen. Nachdem er sich eine Zeit lang umgesehen hatte, wurde sein Trachten mehr und mehr weltabgekehrt. Gesteinskunde, Pflanzenbau und Knochenlehre beschäftigten sein wissenschaftliches Interesse. Er braucht Belege, um sich selbst und der Welt die Richtigkeit seiner Weltanschauung zu beweisen. Ihn interessieren jetzt nur noch gültige Wahrheiten und verlässliche menschliche Ideale. Es ist nicht mehr der Prometheus-Dichter, der sich über alles hinwegheben wollte. Die Diastole war eingetreten. Indem Goethe immer tiefer in das Wesen der Dinge eindringt, findet er es für nötig, die Schranken konventioneller Ansichten zu brechen. Er greift zum freien Vers und gibt seinen Hymnen einen mystischen Zug. In allen Naturereignissen aber verspürt er das geheimnisvolle Walten unerklärbarer Kräfte. Man denke an die "Harzreise im Winter":

"Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst." 6

Gelassen fügt sich Goethe nun diesen höheren Mäch-

ten und den "Grenzen der Menschheit":

"Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken." 7

So fatalistisch sich dies ausnimmt, bedeutet es doch keineswegs, daß Goethe dem Leben gegenüber resigniert. Es ist nur das Vorhandensein unumstößlicher Schöpfungsgesetze, deren er eingedenk bleibt. Der Mensch als Kreatur dieser Schöpfung ist denselben Gesetzen unterworfen wie die Materie, aus der er besteht. Die Scheidung zwischen Lebendigem und Leblosem, zwischen Stofflichem und Unstofflichem beruht nur auf menschlichen Ansichten. In Wirklichkeit gibt es diese Scheidung nicht. Bewußtsein und Fortpflanzungsvermögen sind nicht die einzigen Merkmale des ewigen Lebens. Es gibt eine Wesensverwandtschaft, die über diesen Dingen steht. Das Ewig-Lebende offenbart sich auf verschiedene Weise, man denke nur an Goethes "Gesang der Geister über den Wassern": Es ist dieselbe dämonische Kraft, die hinter allem verborgen steckt:

"Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!" 8

In dem Fragment "Die Natur" äußert sich Goethe über das geheimnisvolle Walten derselben. Obwohl wir mitten in ihr leben, bleibt sie uns doch fremd. Wir können zwar auf sie einwirken, haben aber keine Gewalt über sie. Wir können aus ihr nicht heraustreten, sind aber zur gleichen Zeit nicht imstande, tiefer in sie ein-

zutreten. Sie nimmt uns mit in den Kreislauf ihres Tanzes, schleppt uns mit sich herum, bis wir ermüdet sind und ihrer Umarmung entfallen. "Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter." ⁹ Hier tritt wiederum das Paradoxe der Natur hervor, ihre Dualität ist dämonisch, rätselhaft und unergründlich. Wir können zwar die äußeren Erscheinungen der Natur begreifen, d.h. ihre Gesetze erforschen, insofern sie unwandelbar sind; werden aber immer tiefer von dem Labyrinth desselben umspinnen, bis wir uns darin verlieren:

"Misset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis." ¹⁰

Es liegt im Wesen der Ballade, dass der Zug des Dämonischen ihr innewohnt und eigen ist. Sie wirkt deshalb immer geheimnisvoll. Es ist die Vortragsweise des Sängers selbst, der seinen Stoff auf die Weise behandelt, daß dessen Elemente nicht getrennt erscheinen, "sondern wie in einem lebendigen Ur-Ei zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen". ¹¹ Die Behandlung in der Ballade ist dergestalt, daß sie bei uns die Einbildungskraft und den Geist besonders stark anregt. Betrachten wir etwa Goethes "Erlkönig". ¹² Diese Ballade beginnt mit einem Tatsachenbericht; der Vater reitet mit seinem Kinde im Arm durch "Nacht und Wind". Allein die Umstände erwecken in uns sofort Verdacht und Neugier. Wer reitet schon zu solcher Zeit unter diesen Verhältnissen mit seinem Kinde durch die Gegend? In der Atmosphäre selbst liegt das Dämonische begründet. Es bedarf

nur einer bestimmten Begebenheit, um dessen Vorhandensein zu bestätigen. "Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" sind die Worte des Vaters, die uns plötzlich aus der Vergegenwärtigung der gegebenen Situation herausreißen. Damit befinden wir uns schon mitten drin, im eigensten Elemente des Dämonischen und verspüren die Wirkung, die es im Menschen auslöst: es ist die Angst. Das alte Schaudergefühl ist plötzlich da. Wenn jemand bang sein Gesicht verbirgt, muß es auch etwas geben, was dieses verursacht. Bereits in der siebenten Zeile sind wir mit dem Kinde zugleich erstaunt, daß der Vater den Erbkönig mit "Kron und Schweif" nicht sehen kann. Sein nüchterner Einwand, dass es nur ein Nebelstreif sei, wirkt nun kindlich ausweichend. Unsere Einbildungskraft hält uns bereits so im Banne, dass wir die Worte des Vaters kaum beachten. Wir halten ihn für blind. Den Verlauf unserer eigenen Phantasievorstellungen möchten wir nun nicht mehr aufhalten und haben das Verlangen, noch tiefer in das geheimnisvolle Element einzudringen, das uns blitzartig umgeben hat. Das Auftreten des Erbkönigs selbst in der Handlung sehen wir als eine selbstverständliche Tatsache an und sind nur darauf verpflichtet zu hören, was er spricht.

Es folgen Ursymbole der Menschheit, die deren Verlangen dermassen zu befriedigen scheinen, dass man den Verlockungen kaum widerstehen kann. Zuerst ist es das Vatermotiv, der Erbkönig spricht den Knaben als "Du liebes Kind" an, ein dämonisches Verhältnis, das der Mensch selbst seiner Gottheit beimißt. Dann folgt das alte Verlangen zum Wandern, "geh mit mir" ist eine Verlockung, der kaum zu widerstehen ist. Das Versprechen "schöne Spiele spielen" ist wiederum ein Ursymbol der glückliche-

ten menschlichen Beschäftigung. Schon die Alten wussten, weshalb sie Rhythmus und Musik bei ihrer Arbeit schätzten um sie zu einem Spiel zu machen. Die Erwähnung des Erlkönigs von "Meine Mutter" und "gülden Gewand" beschliessen den Kreis des menschlichen Verlangens, nach Familie und Reichtum.

Wir sehen also, wie Goethe in seiner Behandlung dem Dämonischen alle Eigenschaften beimißt, die dem Verlangen des Menschen entsprechen. Es atmet mit einem belebenden Hauche. Die wirkliche Welt, die uns durch die Worte des eigentlichen Vaters wiedergegeben wird, scheint uns plötzlich abgestorben, öde und leer zu sein. "In dürren Blättern säuselt der Wind" klingt abstossend und erweckt in uns die Vorstellung des Todes und des Nichts.

Das Dämonische richtet sich an das Unterbewusstsein des Menschen. So sind des Königs Verlockungen mit seinen Töchtern z.B. an die Anziehungskraft der Geschlechter gerichtet. Seine Töchter werden tanzen, dem Knaben aufwarten, ihn wiegen und einsingen. Wieviel mehr reizt dies, als die alten grauen Weiden, die der Vater sieht. Wenn wir zuletzt aus unserem Wahne herausgerissen werden und mit Schrecken den Tod des Knaben feststellen, so sind wir zwar erschüttert, aber nicht entsetzt. Ja, wir sind uns nicht einmal darüber schlüssig, welches Los für den Knaben besser gewesen wäre. Das Dämonische wirkt zwar furchterregend aber doch verlockend und anziehend. Die sinnliche Welt dagegen hatte nicht viel Reizendes an sich.

In der Ballade "Der Fischer" begegnen wir derselben Gegenüberstellung einer wirklichen und einer dämonischen Welt. Es ist stets die dämonische Welt, die den Menschen anzieht und verschlingt. Die berauschte Kraft

des Gesanges und des Trankes werden in "Der Sänger" hervorgehoben. Die Macht der Liebe wiederum finden wir in Balladen wie "Der König von Tule", "Das Veilchen" u.a. dargestellt. Am stärksten jedoch spüren wir die Macht des Dämonischen in der Ballade "Der Zauberlehrling":

"Herr die Not ist groß!
Die ich rief die Geister,
Werd ich nun nicht los." 13

Es ist ein gefährliches Spiel, sich mit dem Dämonischen einzulassen, doch alles Gefährliche reizt, lockt und zieht an.

Geheimnisvoll und dämonisch war Goethes Liebe zu Charlotte von Stein. Noch ehe er sie persönlich kennen gelernt hatte, schrieb er unter ihr Bild, das ihm der Arzt Zimmermann am 22. Oktober 1775 in Straßburg gezeigt hatte:

"Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." 14

Daß Goethe selbst nach einiger Zeit die Welt in dieser Seele sich widerspiegeln sah, gibt den Anschein, daß bei ihm die heimlichen Kräfte seines Unterbewußtseins in dieser Frau ihren Widerklang fanden. Schon im Mai 1776 entstand das Gedicht "Die Freundin", das sich fragend an die dämonische Kraft der Liebe richtet:

"Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsre Liebe, unserm Erdenglücke
Während selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?" 15

Dies war nicht die Liebeserfahrung von Staßburg, Wetzlar oder Frankfurt. Zum ersten Mal erfährt Goethe das Läuternde und Steigernde der Liebe. Obwohl sein Begehren nach leibhaftigem Besitz vielleicht noch größer war als je zuvor, scheute er sich vor der Stillung seines Verlangens; denn es war gerade das aus der Ferne Hingezogensein, das ihn beseelte.

Inwieweit Frau von Stein auf das produktive Schaffen Goethes Einfluß hatte, darüber streiten sich noch heute viele Goetheforscher. Das Empfinden, das bei Goethe durch diese Bekanntschaft wachgerüttelt wurde, scheint jedoch bei ihm den Glauben an das "Ewig Weibliche" hervorgerufen zu haben. Demzufolge war es nicht die äußere Erscheinung des Weibes, das ihn "hinanzog", sondern das Begreifen aller Erscheinungen durch das Medium der Liebe zum Weibe, wodurch sich ihm viele Schöpfungsgeheimnisse offenbarten. Diese Liebe äußerte sich in der dämonischen Anziehungskraft zwischen Mann und Weib. Es war wie ein Funke aus der Ewigkeit, der alles Vergängliche in neuem Lichte erscheinen ließ. Doch lassen wir Goethe selber zu Worte kommen, indem wir ein Gedicht dieser Zeit betrachten:

FÜR EWIG

"Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden." 16

Goethes dämonischer Charakter äußerte sich gern in polaren Gegensätzen. Er war aufgeschlossen, selbstbewußt, furchtlos, nur seiner Erkenntnis vertrauend.

Dann wiederum hielt er Einkehr bei sich selbst, erkannte seine Schwächen, wurde misstrauisch und zu Zeiten sogar abergläubisch. Das Woher und Wohin blieb letzten Endes dem Menschen ein versiegeltes Geheimnis. Am 17. Nov. 1782 schrieb er an Frau von Stein: "...und dachte an die Vergangenheit von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft von der ich nichts weiß." ¹⁷ Die "Nachtseite der Seele" war ihm bekannt, auch war er sich eines gewissen Wechselverhältnisses aller Dinge bewußt. Wir brauchen nur an die Abhandlung über den "Granit" zu denken, um zu sehen, wie sich bei Goethe alles zu einem harmonischen Ganzen bildet. Man spürt die Einheit in der Vielfalt der Erscheinungen. Sogar seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens war kein Ergebnis von schwierigen fachwissenschaftlichen Untersuchungen, sondern einer inneren Schau entsprungen.

Dass sich der Mensch in der gesamten Schöpfung durch ein Gleichnis von allen anderen Kreaturen unterscheidet, ist für Goethe offensichtlich. Vom Beispiel des Menschen leitet er das Vorhandensein des Göttlichen ab. In "Das Göttliche" verbindet Goethe seinen Humanitätsgedanken mit seiner Auffassung der dämonischen Mächte, die den Menschen umgeben:

"Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen." 18

Hierin gipfelt Goethes "klassische" Erkenntnis, was aber nicht bedeutet, daß damit der ganze Kreis der Schöpfung abgeschritten ist. Es ist das dämonische Ahnungsvermögen des Menschen, das ihn mit dem Übersinnlichen

verbindet, das auf das Vorhandensein seiner geistesverwandten Elemente hindeutet:

"Heil den unbekanntem
Höherm Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben!" 19

Unser bewußtes Leben haftet an der Materie und ist somit der Vergänglichkeit preisgegeben. Dies unterscheidet uns vom "Göttlichen", das den Kreis unseres Daseins umschließt:

"Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden." 20

KAPITEL VI

IPHIGENIE

Obwohl Goethe die Handlung seiner "Iphigenie" in die Zeit und Umgebung der klassischen Welt zurückversetzte, kann man doch nicht umhin, denselben roten Faden wiederzufinden, den er mit Werther und Egmont zu spinnen begann. Es ist das "Umspieltsein" und "Umwehtsein" des Lebens von ungeheuren Mächten. Wenn das Dämonische im Werther in der Natur und im Egmont in der Woge der Menschheit sich manifestierte, so kommt es in der Iphigenie im Schalten und Walten der Gottheit selber zutage. Diese dient jedoch nur als ein Bild, hinter das Goethe sich flüchtet, um das Unbeschreibbare handgreiflicher zu machen. Die Götter werden hier symbolisch für die den Menschen umspülenden dämonischen Kräfte eingesetzt. Dieses ermöglicht dem Menschen, sich mit diesen Kräften auseinanderzusetzen. Dadurch dass diese unstofflichen Kräfte in eine stoffliche Form umgegossen werden, erschliessen sich diese unserer Auffassungsmöglichkeit viel leichter.

Bereits am Anfang der Handlung vernehmen wir von dem ungleichen Verhältnis, das zwischen dem Menschen und seinen Göttern besteht. Damit schneidet Goethe das uralte Dilemma an, in dem der Mensch sich von jeher befand. Iphigenie berichtet von dem furchtbaren Geschick, das Tantalus und seinem Geschlechte hiendurch überfiel, welches zugleich als eine Warnung vor den Göttern angesehen werden kann:

"...aber Götter sollten nicht
Mit Menschen wie mit ihresgleichen wandeln;

Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräter;
Allein zum Knecht zu groß und zum Gesellen,
Des großen Donners nur ein Mensch." 1

Iphigenie versucht hier nicht nur unbewußt ihren Ur-
ahn zu rechtfertigen, sondern sie klagt auch zur gleichen
Zeit die Götter wegen ihrer Ungerechtigkeit an. Die
Tücke des Dämonischen kommt hier ganz klar zum Vorschein.
Es lockt den Menschen zu sich heran, um ihn dann wieder
fallen zu lassen. Dieses ist das ewig Paradoxe, das den
Menschen umgibt.

Das Schalten und Walten der Götter ist launisch.
Diana, erzürnt über Agamemnon, forderte seine älteste
Tochter, Iphigenie, zum Opfer. Dieser, dem Willen der
Götter folgend, begeht den Mord. Freilich, nicht im
eigentlichen Sinne, da Diana sich inzwischen wieder ver-
söhnt, schafft dieselbe auf mysteriöse Weise nach Tau-
rien. Hiermit beginnt die eigentliche Handlung und
Goethes eigenste Auseinandersetzung mit dem verzwickten
Verhältnis.

Was uns zuerst bei der Charakterisierung der Per-
sonen auffällt, ist die Eigenschaft Iphigeniens. Sie
besitzt nämlich im höchsten Maße das, was wir bei den
Göttern nicht vorfinden; Liebe, Reinheit, Keuschheit und
Wahrhaftigkeit. Sie ist nicht launisch oder tückisch
wie jene. Im Laufe der Handlung merken wir aber, daß
es gerade diese wahrhaft menschlichen Tugenden sind, mit
denen sie sich behauptet und verhindert, daß die Götter
ihr das gleiche Schicksal wie dem übrigen Geschlechte
Tantalus bereiten.

Orest dagegen ist völlig ein Werkzeug der Götter.

Er beugt sich gänzlich dem Willen derselben, wenn er auch weiß, daß er sich damit zugrunde richtet:

"Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandtät schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zugrund gerichtet." 2

Pylades, sein Lebensgefährte, ist derselben Meinung, versucht aber seinen Freund wie auch den Willen der Götter zu rechtfertigen:

"Was ist des Menschen Klugheit, wenn sie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauscht?
Zu einer schweren Tat beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt." 3

Es scheint also ein vergebliches Geschäft zu sein, zuerst den Willen der Götter zu vollziehen und nachher dafür büßen zu müssen. So ergeht es aber jedem, der sich mit ihnen einläßt, denn das ist nun mal die Tücke dieses Verhältnisses. Gemäß ihrer dämonischen Natur schalten und walten die Götter nach einer Art, die dem Menschen unbegreiflich ist. Das Rätselhafte ihres Verhaltens liegt in dem Doppelsinn ihrer Worte verborgen, auch wenn ein naiver Mensch wie Pylades dieses nicht wahrhaben will:

"...Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligtum der Schwester
Sei Trost und Hülfe und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte sind nicht doppelsinnig,
Wie der Gedrückte sie im Unmut wähnt." 4

Pylades und Orest, beide naive Naturen, wissen nichts von dem Unbestimmbaren des Dämonischen, da sie noch nicht mit demselben gerungen haben. Für sie ist der Wille der Götter Gesetz, das sie unumstößlich anerkennen. Sie

sind beide von einem göttlichen Beschlusse ihres Schicksals so überzeugt, daß es ihnen überhaupt nicht einfällt, diesem zu widerstehen. Diese bedingte Einstellung läßt sie auch nicht auf den Gedanken kommen, daß es vielleicht andere Götter geben könnte, die ihnen mehr gewogen seien. Sie stehen völlig im Banne der "bösen Dämonen". Unter dem Fluche dieses Bannes mordeten Agamemnon, Klytämnestra, Elektra und Orest. Alle waren sie der Rachesucht verfallen.

Iphigenie will diesem nun ein Ende bereiten. Sie versucht Orest vom Zauber der Rachegötter abzuwenden, indem sie ihn auf die hilfreichen Götter aufmerksam macht:

"Orest, mein Teurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?" 5

Hiermit bringt Goethe ein völlig neues Element in die griechische Tragödie hinein. Es ist die Tugend des Menschen, die auf sein Geschick von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Liebe, Glaube, Hoffnung, wahrhaft errungene Eigenschaften der menschlichen Seele, verkünden das Verlangen derselben eine glückliche Schicksalslösung heraufzubeschwören. Damit aber beginnt das Ringen des Menschen um die Erlösung von der Übermacht der bösen Dämonen. Nun ist es dem Menschen selbst anheim gestellt, zwischen dem Bösen und Guten zu wählen. Es ist also sein freier Wille, der zur Grundbedingung seiner Selbsterhaltung wird. Allmählich wird auch Orest von dieser Auffassung ergriffen, jedoch durch kein Orakelwort der

Götter, sondern durch seine eigene Überzeugung:

"Es löset sich der Fluch, mir sagts das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu." 6

Das "Eigene Herz" also ist es, welches Orest seine Erlösung verkündet. Der Mensch ist nicht hilflos im Kampf mit den Dämonen. Sobald er sich auf die Kräfte seiner eigenen Menschlichkeit verläßt, ziehen jene sich zurück und schlagen hinter sich die Tore zu. Diese Kraft wiederum, die im Menschen wohnt und sich selbst mit Göttern messen kann, ist auch von göttlicher Natur und selber unergründlich.

Iphigenie wird inzwischen von Seelenqualen hin- und hergerissen. Trotz ihrer Schwesternliebe zu Orest, kann sie ihr Pflichtgefühl Thoas gegenüber nicht unterdrücken. Sie ist eine edle, ehrliche Natur und will ihre Freiheit nicht durch Betrug erlangen:

"O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre, wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen" 7

Wir sehen Schritt auf Schritt, wie sich das Bild verhüllt, merken aber auch, wie sich das unergründliche Dämonische verwandelt und ins Nebelhafte entschwindet. Indem Goethe die Götter in den Hintergrund verdrängt, dringt er tiefer in das Unterbewußtsein des Menschen ein und entdeckt da dieselben Eigenschaften, die er vorher durch ein Götterbild verkörpert sah. Das "Himmlische", das "Göttliche", die "Seele", die "Brust", die "Wahrheit", das "Gewissen", die "Lüge" u.s.w. sind in kein Bild zu zwingen. Es sind aber auch keine Begriffe, da wir uns

von diesen sehr lebendige Vorstellungen machen können und sie zum Teil sogar verspüren. Das Verlassen der bildlichen Vorstellungswelt führt den Menschen in das chaotische Durcheinander des Dämonischen hinein. Es ist im Sinne Schillers, der Übergang vom naiven zum sentimentalischen Menschen; ein Werdeprozess, den Goethe selbst so oft durchgemacht hat. Es ist eine geistige Metamorphose des Menschen, der im Begriffe steht, seine ursprüngliche Welt zu verlassen und neue noch unerforschte Gebiete der Geisteswelt zu betreten. Daß ein solcher Prozess mit Schmerz und Furcht verbunden ist, versteht sich von selbst. Der Hang zum Alten, Gewohnten, Geborgenen ist wie der Hang des Kindes zum Elternhause, zur Heimat und zu Freunden. Iphigenie sieht mit Schmerzen, wie ihre Welt der Götter zusammenbricht, deshalb auch ihr Aufschrei zu dem Olympium:

"Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!" 8

Wir merken, daß es Iphigenie hier nicht so sehr um das wirkliche Bild Dianas zu tun ist, das sie mit Orest entwenden soll, sondern um das geistige Bild, um den Glauben. Sie weiß, daß die Stunde der Götter geschlagen hat, aber sie weiß auch, was dies für den Menschen bedeutet. Das Göttliche bleibt bestehen, nur sein Bild hat sich aufgelöst, um in seiner ursprünglichen Kraft dämonisch zu wirken. Voller Wehmut läßt sie noch einmal die ganze Welt der Bilder vor unseren Augen entstehen, indem sie das grausige Lied der alten Parzen singt, die mit Tantalus gemeinsam gelitten haben. Es klingt wie eine Götterdämmerung, wie das Versinken einer ganzen Welt im unerforschten Busen des schaudernden Menschen:

"Es fürchtet die Götter
Das Menschengeschlecht!"

Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehemals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt." 9

Hiermit verklingt die Welt der Götter und wir sehen
das Dämonische verlagert im Menschen widerscheinen. Die
Gegensätze werden nun nicht mehr von den Olympien ausge-

fochten, sondern vom Gewissen des Menschen. Damit greift Goethe den Kern der Sache selber an und versucht die Beweggründe zu enträtseln, die den Menschen so beeinflussen, dass er auf eine ganz bestimmte Weise handelt. Welches sind die Faktoren, die das Schicksal des Menschen bestimmen? Was ist dieses Etwas, das dämonisch auf ihn einwirkt und doch stets versteckt bleibt? Auf Iphigenies Behauptung, sie habe ihr Schicksal "in der Götter Hand gelegt", erwidert ihr Thaos "Ich sage dir, es liegt in deiner Hand." Der rohe Skythe steht scheinbar dem natürlichen Urgrund aller menschlichen Beweggründe viel aufgeschlossener gegenüber, als der überkultivierte Helene, der sich längst von dem lebenspendenden Urgrund seines Wesens entfremdet hat. Nachdem Iphigenie Thaos den wahren Sachverhalt der Geschehnisse gestanden hat, überläßt sie ihm die Entscheidung ihres Schicksals. Sie richtet sich nicht mehr an die Götter, warnt aber Thaos, daß auch er nur ein Werkzeug höherer Mächte und für sein Handeln verantwortlich ist. Obwohl die Götter entschwunden sind, bleibt der Mensch dem Göttlichen untertan:

"Uns beide hab ich nun, die Überbliebenen
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
Verdirb uns - wenn du darfst." 10

Nun ergeht das Gericht über die griechischen Götter. Tantalus wurde von ihnen ins Verderben gestürzt. Wie wird Thaos, der Mensch und Barbare handeln? Zuerst nicht übereilt und launisch. Er scheint auf eine Eingebung zu warten:

"...Du glaubst es höre
Der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?" 11

Der Kampf der "Stimmen", der nun folgt, ist viel geheimnisvoller als es der Kampf der griechischen Götter

je gewesen ist. Die Welt der "Barbaren" ist dämonischer Natur. Der naive Grieche lebte in einer stimmungslosen Welt. Der Barbare dagegen, auf das Mystische eingestellt, lauscht auf die "Eingebung". Die Entscheidung im Handeln ist zwar dem Menschen überlassen, doch es wirken stets dämonische Kräfte auf ihn, die seine Wahl beeinflussen. Goethe versucht nun beide Welten zu vereinen, die griechisch-klassische und die barbarisch-heidnische. Beide Welten sind denselben Gesetzen unterworfen, sie werden nur vom Menschen verschieden ausgelegt.

Orest erläutert die Worte des Orakels über "die Schwester" - es war nicht das Bild Dianas, sondern Iphigenie, seine Schwester damit gemeint:

"Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer
Im Heiligtume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch." 12

Nun folgt die große Versöhnung. Der stolze Grieche, Orest, läßt nicht mehr im Zweikampf "die Götter" über sein Geschick entscheiden, wie er es zuerst wollte. Er folgt Iphigenie und richtet sich ebenfalls an Thaos mit der Bitte, sie ziehen zu lassen. Nach langem Zaudern willigt Thaos ein. Der Fluch ist gelöst. Die Stimme der Menschlichkeit siegt über die Schreckensgötter. Das "Umspültsein" und "Umwehtsein" des Lebens von ungeheuren Mächten bleibt aber bestehen. Es ist nur "das Bild", das sich in eine "Stimme" verwandelt hat. Auf der einen Seite kann das Dämonische von Aussen in Form von Göttern an den Menschen heran; auf der anderen dagegen wirkt es von innen, im Menschen selber, als sein Gewissen.

KAPITEL VII

TORQUATO TASSO

Die Beweggründe, die Goethe zu seinem 'Torquato Tasso' veranlaßt haben, gleichen denen, die sein Werthererlebnis entzündeten. Seine Flucht nach Italien war eine Notwendigkeit, um sich vom Tassofieber zu befreien. Erst nachdem Goethe geheilt zurückkam, konnte er seinen "Torquato Tasso" beenden. Im August 1789 schreibt Goethe an Herder: "Nun sind wir frei von aller Leidenschaft solch eine konsequente Komposition zu unternehmen." ¹

"Torquato Tasso" ist ein Seelendrama, in dem die tiefsten Regungen des Gefühls und die spitzesten Gedanken des Intellekts hart aufeinanderprallen. Es ist ein Drama, in dem die verborgensten Kräfte im Menschen angezapft werden, voller dämonischer Leidenschaft und überspannter Sinneseindrücke. Im eigentlichen Sinne behandelt Goethe hier die "zwei Seelen" in seiner Brust, die in einem dramatischen Konflikt zueinander stehen. Zwischen Wahn und Wirklichkeit ringt Goethe hier um die Transzendenz des menschlichen Erkenntnisvermögens. Aus der Wulst der mannigfaltigsten Lebenserfahrungen tritt die Tragödie des schöpferischen Künstlers hervor. Zur gleichen Zeit ist "Torquato Tasso" aber auch eine symbolische Tragödie, in der die geheimen Antriebskräfte des Menschen bildhaft Ausdruck finden. Wir werden auf die Gefahr hingewiesen, die durch das gleichzeitige Einwirken dieser Kräfte im Menschen entsteht.

Eine Äusserung Leonores am Anfang des Werkes, wo sie zur Prinzessin über Tasso spricht, macht uns bereits auf die dämonischen Eigenschaften der menschlichen Sinne aufmerksam:

"Er scheint uns anzusehen, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen." 2

Wir merken hier, daß wir es mit zwei ganz verschiedenen Weltanschauungen zu tun haben: der rationalen und der irrationalen. Die eine haftet an den äußeren Erscheinungen der Dinge, an konventionellen Ansichten und Konstitutionen, und ist materialistisch bestimmt. Die andere dagegen hebt sich über die sinnlichen Eindrücke hinweg, sucht das Verborgene und ist idealistischen Ursprunges. Mit seinem Hofe repräsentiert Alfons die äussere Welt der Tat, der Lebenslust und des Geltungsdranges; Tasso dagegen steht für die höhere Welt des Geistes, der Kunst und Zurückgezogenheit ein. Charakter und Talent stehen sich gegenüber, Leben und Kunst kommen miteinander in Berührung, ziehen sich an und stossen sich wieder ab.

Es handelt sich also wieder um polare Gegensätze, die durch die leisesten Seelenschwingungen im Menschen hervorgerufen werden. Am deutlichsten tritt diese Dichotomie im 'Tasso' hervor, was ihm einen wankelmütigen Eindruck verleiht:

"Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert stets, rückt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung;-"³

Das scheinbare Fehlen jeglicher Entschlusskraft wird bei 'Tasso' durch die überwältigenden Einflüsse der schöpferischen Kräfte verursacht. Sie bestürmen ihn dermassen, daß es ihm schwer fällt, diese wählerisch in Symbole zu formen. Tasso wird von diesen Kräften so überwältigt, daß er allen Erscheinungen und ihn umgebenden Menschen mißtrauisch gegenübersteht. Er schöpft überall Verdacht und meint, daß alle ihm abneigend gesinnt seien. Hinter jedem Satz, hinter jedem Blick seines Gegenüber wittert

er Gefahr. Am meisten jedoch mißtraut Tasso seiner eigenen Person, was ihn in den Abgrund des Zeifels stürzt. Jede Handlung erweckt in ihm eine Auseinandersetzung der mannigfaltigsten Kräfte, die in ihm schlummern. Das Ergebnis ist Selbstzerstörung. Er zweifelt an seinen eigenen Fähigkeiten, der Aufgabe gewachsen zu sein, die er sich als Künstler gestellt hat. Er vergleicht sein eigenes Leben mit dem der Ritter und Edlen und hat zu Zeiten das Verlangen an ihren Ritterspielen und höfischen Festen teilzunehmen. Aber dann zieht es ihn wiederum in die elysische Welt der Kunst zurück und er wird von den schöpferischen Kräften angezogen, die ihn dem Leben entfremden.

Den höfischen Gewandtheiten Antonios ist Tasso unterlegen. Seine konkreten Erfolge und entschlossene Tatkraft erschüttern Tasso immer wieder. Antonio weiß sich stets in ein Licht zu stellen, das ihm Vorteil dient. Alfons' Fragen beantwortet er so, daß jener sich zufrieden gibt. Beide, Antonio und Tasso ringen um die Gunst ihres Wohltäters und stehen sich deshalb auch neidisch gegenüber. Sie wissen, daß der andere Vorteile besitzt, die sich jeder anzueignen wünscht. Hierin liegt die ganze Tragik der Handlung. Goethe versucht, die Umstände zu ergründen, die den Menschen an sein Schicksal binden. Ist alles nur Zufall, oder gibt es höhere Mächte, die auf das Geschick des Menschen Einfluß haben? Woran liegt es, wenn sich die Geschehnisse gemäß einer kausalen Entwicklung formen und die Geschicke der Menschen so verschieden sind? Was beeinflusst den Menschen, wenn sie zu ganz verschiedenen Erkenntnissen gelangen. Ist es nur Veranlagung, die die Ansicht des Einzelnen verschieden offenbart? Die Gesamteindrücke sind so mannigfaltig, daß der Mensch sie garnicht fassen kann. Deshalb wirken

sie auf ihn auch dämonisch.

Selbst Tassos Vorstellung vom "goldenen" Zeitalter ist dämonischen Ursprunges; dies wird von der Prinzessin verstanden, wenn sie sich auf ihre vernunftsmässige Einstellung stützt:

"Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann." 4

Tasso sieht seine Umwelt nicht so wie sie ist, sondern so wie er sie sich in seinem Wahne vorstellt. Er läßt sich ganz von seinen Stimmungen und Gefühlen treiben und kennt allen Dingen gegenüber nur eine subjektive Einstellung. Er meint, "erlaubt ist was gefällt" und übersieht damit das eigentliche Verhältnis der Dinge zueinander. Wie anders dagegen ist die Prinzessin! Sie weiß, wie sehr der Mensch in seinem Handeln begrenzt und abhängig bleibt, denn sie sagt: "erlaubt ist was sich ziemt." Tassos Einstellung führt ihn in das Unbegrenzte hinein. Solange er im Bereiche des Geistes verweilt, ist es vielleicht am Platze. Sobald er jedoch mit dieser Einstellung an das eigentliche Leben herantritt, ist eine Katastrophe unvermeidlich.

Das dämonische Wechselverhältnis zwischen Wort und Leben kommt immer wieder zum Vorschein. Was meint Tasso eigentlich, wenn er ausruft?

"...Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte lichte Zukunft hin!" 5

Ist dies nur ein Spiel mit Worten, oder eine Widerspiegelung seiner seelischen Verfassung? Es muß das letztere

sein, denn Tasso ist viel zu ernst, um leichtfertig mit Worten zu spielen. Auch ist es nicht die äussere Welt, die in Tasso diese Entzückung hervorrufft, denn dazu kennt er sie viel zu wenig. Es ist zweifelsohne die Welt des Geistes, die Tasso auf das Leben zu projektieren versucht.

Die Auseinandersetzung zwischen Tasso und Antonio wird dadurch unvermeidlich. Beide stehen der Welt des anderen fremd gegenüber. Die Vorteile Antonios liegen jedoch darin begründet, daß er innerhalb der Grenzen seiner eigenen Existenz verharret und somit sich seine Lebensbehauptung sichert. Er äussert sich auch demgemäß Tasso gegenüber:

"Wo Lippenspiel und Saitenspiel entscheiden,
Ziehst du als Held und Sieger wohl davon." 6

Tasso dagegen läßt sich verleiten, einen ungleichen Kampf aufzunehmen und glaubt, daß die Kräfte, die in seiner Welt ausschlaggebend waren, sich auch dem Leben gegenüber behaupten können:

"Verwegen wär es, meine Faust zu rühmen,
Denn sie hat nichts getan; doch ich vertrau ihr." 7

Tasso identifiziert hier geistige Kraft mit physischer Kraft, Wunsch mit Tat, eine ungleiche Rechnung, die nie aufgehen kann. Der Zufall rettet Tasso vor dem sicheren Tod, Alfons erscheint in dem Moment, wo Tasso das Schwert gezogen hat. Doch auch hier zeigt sich wieder die Gewandtheit Antonios, jeden Umstand zu seinen Gunsten zu gestalten, was wiederum ein Zeichen seiner Lebenskunst ist. Er beruft sich auf das Gesetz, das die Handlung Tassos am Hofe des Prinzen schwer verurteilt. Tassos Einwand, daß ihn sein Herz von der Last des Rechtes und Gesetzes freispreche, zeugt von seiner Weltabgewandtheit.

Gesellschaftliche Institutionen sind für ihn nur Schablonen, die mit den ewigen Gesetzen, die er anstrebt, nichts gemein haben. Er ist ein Original und läßt sich von ursächlichen Motiven leiten. Es ist wiederum die Prinzessin, die diese Einstellung Tassos bewundert, wenn sie sich auf ihre eigene Unzulänglichkeit beruft:

"Ach daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn." 8

Es ist derselbe rote Faden, der sich durch Goethes gesamte Werke zieht, wenn er sich immer wieder auf das Seelenleben des Menschen beruft. Der Befund ist auch hier wiederum derselbe: je unbewusster der Mensch handelt, desto dämonischer werden die Beweggründe. Die wirkliche und die geistige Welt sind nicht koexistent, deshalb gerät Tasso auch stets in den gleichen Konflikt: "Es widerstrebt sich alles". Die Prinzessin weiß auch von diesem Paradox, versucht sich aber damit abzufinden:

"Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig fassten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennens nicht:
Wir kennens wohl, und wissens nicht zu schätzen" 9

Nie kann der Mensch vollkommen handeln, es bieten sich so viele Möglichkeiten, die alle miteinander derart im Widerstreit stehen, daß der Mensch letzten Endes doch nur ein Opfer des Zufalls wird, ein Opfer der Dämonie. Der gewandte Antonio weiß über den Einfluß dieser Mächte gut Bescheid, er sagt:

"Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben." 10

Antonio weiß um die Grenzen des Intellekts und überläßt das Unberechenbare dem Zufall. "Denn wer kann das Mögliche berechnen." Tasso dagegen, sich ganz dem Unterbewussten hingebend, glaubt alle Türen öffnen zu können. Dabei verstrickt er sich immer tiefer in das Labyrinth seiner Seele. Der Fürst warnt Tasso, der nach Rom und noch weiter in die Ferne strebt, um sich in der unendlichen Weite seiner selbst zu finden:

"Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert." 11

Um sich zu behaupten, darf der Mensch also nicht zu lange im Unbewussten verbleiben. Die Poesie aber schöpft aus diesem geheimnisvollen Brunnen und wirkt deshalb auch so ergreifend auf den Menschen. Es ist wie ein Tanz zwischen Leben und Tod. Das Unterbewusstsein scheint eine Grenzregion zwischen beiden zu bilden. Es ist der Zustand des Menschen, in dem er sein körperliches Sein nicht mehr verspürt, oder gar erkennt. Es ist wie ein Traumzustand, die Heimat der Seele, das Embrio der unbegrenzten Möglichkeiten. Die tiefste Erkenntnis des Menschen wird aus diesem Borne geschöpft. Es ist der Zustand der kreatürlichen Transzendenz. Die Wirkungen, die aus diesen Regionen kommen, sind oft überwältigend und für das Leben des Menschen gefährlich. Dies offenbart sich besonders in der Kunst, die ganz aus jenen Sphären genährt wird. Tasso fühlt dadurch seine Existenz bedroht:

"Ich fühl, ich fühl es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zugrunde richten." 12

Die Kunst ist also ebenfalls dämonischer Natur, sie

kann zugleich fördernd und verderbend auf den Menschen einwirken. Somit sehen wir, daß Goethe das Dämonische auf allen Gebieten seiner Betätigung verspürt. Im Werther manifestierte es sich in der Natur, im Egmont wirkte es in der Woge der Menschheit, in der Iphigenie war es der Ursprung aller Religionen und im Tasso tritt es mit der großen Kunst zugleich auf. Der Höhepunkt der Handlung, wo Tasso gänzlich von den dämonischen Kräften irreführt wird, indem er sich der Leidenschaft hingibt, geschieht in seinem schicksalsschweren Auftritt mit der Prinzessin. Halb hingezogen, halb aufgefordert läßt er sich von seinen Gefühlen überwältigen und gerät in eine Extase, die ihn dem Wahnsinn nahe bringt:

"Welch ein Gefühl!

Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ists Raserei? Ists ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst -" 13

Mit einem tiefen Einschnitt glaubt Tasso seine lebensgefährdende Krankheit zu heilen. Er greift zu einem Mittel in der Hoffnung, daß es ihn aus den Klauen des Dämonischen entreissen wird. Er weiß, daß er vor einem Abgrund steht und will mit einem Sprung hinüberspringen. Er war ganz irre geworden und glaubte, das Leben zur Kunst gestalten zu können. Doch damit stieß er auf die geheimste Paradoxie allen Seins. Ein einziges Wort der Prinzessin bringt ihn in das Leben zurück: "Hinweg."

Das Ergebnis ist erschütternd, die ganze Existenz Tassos scheint ins Wanken geraten zu sein. Es ist Antonio,

der sich nun großzügig erweist und ihn wieder dem Leben zuführen will:

"Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!" 14

Doch gerade dies wird Tasso so schmerzhaft, er leidet Seelenqualen, die nach Ausdruck verlangen:

"Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide." 15

Die Wirkung bleibt nicht aus. Tasso vergleicht und erkennt. Plötzlich lüftet sich der Schleier vor seinen Augen und wir werden Zeugen einer grossartigen symbolischen Seelendeutung. Die elementaren Kräfte, die im Menschen toben, werden symbolisch gedeutet und verglichen. Es offenbart sich der Sinn des integrierten Lebens vor unseren Augen. Es ist nicht mehr Tasso, es sind auch nicht die anderen Charaktere, die uns fesseln, sie sind wie die Götter in Iphigenie in den Hintergrund getreten. Wir blicken tief in die Seele des Menschen hinein und erkennen die Kräfte, von denen der Mensch bewegt und angetrieben wird. Das Dämonische hat sich dramatisch in ein poetisches Gedicht verwandelt:

"O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk - und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! -: die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend
über.

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhen die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe.
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr.
Und schäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht.

Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." 16

Tasso ist kein pathologischer Fall. Er ist ein Ausnahmezustand des Menschen, bei dem sich ein sprunghafter Wechsel von Intraversion und Extraversion in blitzhafter Folge abspielt. Die dämonischen Kräfte, die Tasso am Leben scheitern lassen, sind die Voraussetzungen seiner Bildung als Dichter. Sie verursachen die Eingebung, die bei ihm in ein Einfließen und Überfließen ausartet. Tassos einzige Rettung ist Form; nur durch Form kann er den überwältigenden Stoff meistern. Er läßt sich jedoch nur von den unbewussten Kräften leiten. Weil er aber am Hofe wohnt, wo äussere Form vorherrschend ist, gerät Tasso stets in Konflikte. Die Gesellschaft ist wiederum auf Tasso angewiesen, weil sie durch ihn ihre eigenen Werte erkennt.

In "Torquato Tasso" versucht Goethe nun Kraft und Form zu vereinen. Der Mensch ist nicht hilflos den dämonischen Kräften ausgesetzt, sobald er es versteht, diese zu meistern. Dadurch entsteht eine Steigerung, die zur Veredlung der menschlichen Werte führt. Es ist dies eine ganz andere Einstellung als etwa in Werther, wo der Mensch dem Dämonischen unterliegt. In "Torquato Tasso" deutet Goethe nicht nur an, daß der Mensch dem Dämonischen den Kampf ansagen muß, um zu bestehen, sondern er weist zugleich darauf hin, daß wir stets mit ihm in Verbindung bleiben müssen, da es zu den Wurzeln des menschlichen Daseins gehört.

KAPITEL VIII

SPÄTGEDICHTE

Goethes Entwicklung war allmählich soweit gereift, daß er seine Existenz als Dichter durch die Verbindung mit Schiller nicht mehr bedroht sah. Im Gegenteil, es war gerade das Zustandekommen dieser Freundschaft, worin Goethe das Walten dämonischer Kräfte verspürte, weshalb er diesen denn auch nicht abneigend gegenüberstand.

Zu keinem günstigeren Zeitpunkt hätte sich diese Freundschaft entwickeln können. Goethes Hang zum Dauernden und Vorbildlichen machte sich immer mehr geltend. Seine Verbundenheit mit dem Unberechenbaren, wodurch er sich leicht im Grenzenlosen hätte verlieren könne, wurde durch Schiller gedämmt. Er förderte in Goethe das Bedürfnis nach schöpferischer Verstraffung und verhalf ihm auch zu einem Ausgleich mit Kant. Nun lernte Goethe Zweck und Wirkung zu unterscheiden, fand aber zugleich seine Ansicht bestätigt, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde verwandt seien. Daß das innere Leben der Kunst wie der Natur von unerklärbaren, dämonischen Kräften bestimmt werde, sah Goethe durch diesen Ausgleich beiderseitiger Ansichten bekräftigt. Das Zufällige lag somit in den dauerhaften, ursprünglichen Kräften verborgen, die nutzend oder schadend unaufhaltsam weiterwirken. So ist auch das Zufällige nur ein Wechsel nach dem Gesetz der Metamorphose, wie dies in dem Gedichte "Dauer im Wechsel":

"Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Teil davon!
Diese fangen an zu reifen,
Und die andern keimen schon.
Gleich mit jedem Regengusse

Ändert sich dein holdes Tal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal!"

"Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn!
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist." 1

In "Weltseele" tritt dieser Gedanke in gesteigerter Form aufs Neue auf. Die Erscheinungen der Welt sind nichts als "Wechselblicke", die in dem unbegrenzten Streben der Schöpfung erlöschen. Der Höhepunkt dieses Vorganges ist das Leben selbst, welches aus dem All kommend wieder in dasselbe zurückstrebt.

Den inneren Keimpunkt seiner eigenen Produktivität sah Goethe auch in der Natur verankert. Die höchste und einzige Operation in Natur und Kunst ist die Gestaltung. Was der Mensch aber von dieser Natur ausspricht, ist nicht die ganze Natur, er kann die Tätigkeit derselben überhaupt nicht erfassen. Kants Auffassung von den "Dingen an sich" erschließt uns nicht die ganze Schöpfung. Das "Ding an sich" ist aus dem "Einen" herausgegriffen, von dem zu reden unmöglich ist. Die absolute Wahrheit zu finden, ist für den Menschen genauso unmöglich, wie den absoluten Raum:

"Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben, in Ruhe gedacht." 2

Dieses Leben besteht aus Systole und Diastole, aus Synkrisen und Diakresis, dem Ein- und Ausatmen der Welt, welches sich der menschlichen Erkenntnis auf eine dämonische Weise verborgen hält. In dem rastlosen Weiterwir-

ken immer neuer Metamorphosen ist die Unsterblichkeit der Monas begründet. Im Atemholen liegen die "zweierlei Gnaden", von denen Goethe im "Talismane" spricht. Das Ganze aber wirkt auf den Menschen wie eine grosse Überraschung, er spürt sich von einem dämonischen Strome dahingerissen, in dem er Widerspiegelungen wahrnimmt, bis er sich in der Unendlichkeit des "Göttlichen" verliert:

MÄCHTIGES ÜBERRASCHEN

"Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male -
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden -
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staut zurück und weicht,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeicht;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben." 3

Das Geheimnis der Schöpfung liegt nicht hinter den Dingen verborgen, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können, sondern in der Wechselbeziehung derselben zueinander, in der Kraft, die diese Dinge in Bewegung setzt, im Leben selber.

Ein neuer Lebensdrang fördert Goethes Produktivität in dem Jahre zwischen 1814 und 1815. Zum Teil durch äusseres Einwirken, zum Teil auch durch persönliche Erlebnisse hervorgerufen, entstanden Werke wie "Des Epimenides Erwachen", "Italienische Reise", der Anfang von "Westöstlicher Divan" u.s.w. Unter den Gedichten wäre zu nennen: "Erschaffen und Beleben", "Beiname", "Selige Sehnsucht".

Im letzteren begegnen wir dem Drang des Lebens zur Metamorphose, dem Sehnen nach Steigerung zu höherer Begattung und dem Ansatz zu den "Orphischen Urworten". Im organischen Werden offenbaren sich uns die menschlichen Urphänomene, welche auf das Geheimnis des Dämonischen hindeuten. Die Tragik des Lebens, das Gesetz der Schöpfung, wird uns hier in seiner ganzen Schwere vor Augen geführt. Es ist das "Stirb und Werde" der Genesis, welches sich hier zum Gedicht verdichtet:

SELIGE SEHNSUCHT

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebendige will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfängen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solange du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde. 4

Mit dem Tode Christianes, am 6. Juni 1816, begann für Goethe das Jahrzehnt seiner Entsagung. Wenn der Verlust Christianes auch nicht der einzige Grund ist, der den Übergang Goethes in die Zurückgezogenheit der Umwelt gegenüber verursacht hat, so liegt hier doch der Anstoß zu Goethes veränderter Lebenshaltung. Seine Sprache

klings, als käme sie aus der Ferne und sei nicht mehr an die Zeit des irdischen Daseins gebunden. "Maximen und Reflexionen", wie auch die "Zahmen Xenien" kommen in dieser Zeit zustande. Die "Italiensische Reise" mit ihrer Auslegung über die Metamorphose der Pflanzen wird wieder aufgegriffen und die "Hefte zur Naturwissenschaft" werden veröffentlicht.

In "Urworte, Orphisch" bringt Goethe die urphänomenalen Gestaltungskräfte des Menschen "poetisch-lakonisch" zu dichterischer Erscheinung. Den Bezug der Überschriften hat Goethe gemäß seiner eigenen Aussage der alten Mythologie entnommen. Der Inhalt der Strophen aber enthält seine selbständige Ansicht über die Morphologie des Menschen. "Dämon" bedeutet die bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, wodurch sich ein jeder vom anderen unterscheidet. Das Dämonische zeugt von der Unveränderlichkeit des Individuums, dessen Charakteristik vom Zeitlichen zwar zerstört, aber solange sein Kern zusammenhält, nie zersplittert noch zerstückelt werden kann.

DÄMON

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt. 5

Dieses feste, aus sich selbst entwickelnde Wesen, kommt durch die Wechselbezüge mit anderen Wesen in Berührung, wodurch eine Hemmung in seiner Wirkung entsteht, welches die Philosophie "Das Zufällige" nennt. Dieses Zufällige offenbart sich besonders in der Liebe, im

"Eros", wodurch sich die Schöpfung immer wieder neu gestaltet. Die der lebend entwickelten Form, oder Entelechie anhaftende "Hoffnung" enthebt diese dem Gefüge unausweichlicher, elementarer Gesetzlichkeit und verbindet sie mit dem Ewigen, dem die Schöpfung entsprungen ist.

Wenn Goethe die paradoxe Bedingtheit aller religiöser Vorstellungsformen in die Worte faßt: "Wir sind naturforschend Pantheisten, dichtend Polytheisten, sittlich Monotheisten", so könnte man sagen, daß es gerade das Sittliche ist, welches beim alternden Goethe immer mehr hervortritt. In "Eins und Alles" weist Goethe auf das Ewige, das über der dämonischen Gesetzlichkeit des Lebens waltet und sich in allem fortregt:

"Das Ewige regt sich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will." 6

Nach der "Marienbader Elegie" bewegt Goethe sich mehr und mehr zwischen Symbolen, Beispielen und Erscheinungen. Welt und irdisches Leben sind für ihn zeitbedingte Phänomene, über die er sich hinausgeschwungen hat. Besonders deutlich tritt dies am Ende von "Die Wahlverwandtschaften", "Wilhelm Meister" und "Faust" hervor. Das Wahre, welches Goethe mit dem Göttlichen identisch fand, läßt sich vom Menschen nie erkennen, er erschaut es nur im Abglanz, im Beispiel und Symbol, ja im unbegreiflichen Leben selbst. Wie der Mensch sich aber in diesem dämonisch durchhauchten Leben zu verhalten habe, hat Goethe in seinem 1829 entstandenen "Vermächtnis" niedergelegt:

VERMÄCHTNIS

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!

Das Sein ist ewig: denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen!
Das Zentrum findest du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischen Blick bemerke freudig
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt!

Genieße mäßig Füll und Segen!
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut!
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr -
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten;
Geselle dich zur kleinsten Schar!

Und wie von alters her im stillen
Ein Liebewerk nach eigenem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf. 7

KAPITEL IX

DIE WAHLVERWANDTSCHAFTEN

Kaum ein anderes Werk Goethes führt die Behandlung des "Dämonischen" mit solcher Konsequenz und Einsicht durch, wie "Die Wahlverwandtschaften". Hier spricht Goethe von den "Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeiten, die durch das Reich der heiteren Vernunftsfreiheit sich unaufhaltsam hindurchziehen."¹ Indem Goethe so das Dämonische selbst zum Thema der Handlung macht, versucht er ihm an Hand von Beispielen und Analogien auf die Spur zu kommen. Wie das Schicksal in Shakespeares Werken, manifestiert sich das Dämonische in den Wahlverwandtschaften zwischen den Personen der Handlung.

Das Werk ist eine Widerspiegelung der unabänderlichen Gesetze, wie sie auf die Menschheit einwirken. Zur gleichen Zeit ist es Goethes eigenster Versuch diese unnachgiebigen Gesetze aufzuklären, die wie ein Sturm über die ganze Menschheit gehen. Er weist darauf hin, daß das Gros der Menschheit diese Gesetze nicht erkennt und deshalb wie Eduard entweder rebellieren und versuchen das Leben nach ihrem Willen zu gestalten, oder wie Ottilie dieselben unbewußt hinnehmen, indem sie ihrem persönlichen Verlangen entsagen. Obwohl Goethes Stoff stark persönliche Elemente aufweist, etwa wie Freud und Leid, ist man doch erstaunt, mit welcher Objektivität er ihn behandelt. Ohne Zweifel haben Goethes wissenschaftliche Forschungen das schöpferische Talent beeinflusst, das hier am Werke ist. So erhält es eine allumfassende Schau menschlicher Erkenntnis. Es ist seine gesamte Lebenserfahrung, der Goethe hier eine poetische

Form verleiht. Es sind deshalb auch nicht so sehr die Charaktere der Handlung, wie Goethes Charakter selbst, der in diesem Werke hervortritt. Trotzdem ist das Werk nicht schattenhaft wie oft behauptet wird, sondern typisch in der Charakterisierung. Vor allen Dingen sind es die "Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeiten", die sich immer wieder an den Charakteren kundtun.

Tragisch in den Wahlverwandtschaften ist, daß wir an die Stelle geführt werden, wo wir nicht mehr wissen, inwieweit wir dem Einfluß dämonischer Kräfte unterworfen sind und inwieweit wir ihnen Widerstand leisten können. Wir werden sozusagen in das Unbegreifliche hineingeführt, wo uns das Göttliche selber rätselhaft wird. Indem die "leidenschaftlichen Notwendigkeiten" der "heiteren Vernunftsfreiheit" gegenübergestellt werden, gelangen wir zur Erkenntnis, daß der Mensch im eigentlichen Sinne keine freie Kreatur ist, sondern daß er Gesetzen unterworfen ist, die miteinander im Widerstreit stehen.

Im Laufe der Handlung werden wir Zeugen der schwierigen Prozesse, die an der Entfaltung des Lebens beteiligt sind. Eine Zeitlang können wir ihnen vernunftsmässig folgen, allmählich jedoch gelangen wir zu der Einsicht, daß wir an die Schranken der Vernunft gestellt werden, wo keine Aufklärung mehr möglich ist. Somit wird das Werk zugleich eine Kritik an der Aufklärung, ja, es wird Goethes Kritik der Vernunft.

Das Werk beginnt bereits mit einer Parodie auf die Aufklärung. Eduard äussert sich auf die Befürchtung Charlottens den Major herbeizuholen, daß Befürchtungen nur bei solchen Menschen angebracht seien, die "dunkel"

vor sich herleben, aber nicht bei solchen, die durch Erfahrung "aufgeklärt" sind und die nach bewussten Prinzipien ihren Lebenslauf regeln. Dabei ist es gerade Eduard, der dunkel vor sich herlebt und Charlotte ist diejenige, die Prinzipien hat. Genau so verhält es sich mit Mittler, der überall die menschlichen Wirrungen aufzulösen bestrebt ist und dabei stets daneben greift. Sein Ausspruch "Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen",² trifft in erster Linie auf ihn selber zu.

Mit dem Erscheinen Ottiliens beginnt die Handlung sich zu entfalten, indem das Hauptthema sofort angeschnitten wird. Es folgt Eduards Auslegung über die Wahlverwandtschaft der Elemente, die zu einer chemischen Verbindung zwischen ihnen führt. Es ist ein ewiges Ergreifen und Fahrenlassen, ein Suchen und Fliehen, das in der Natur vor sich geht. Eine natürliche Verbindung zweier Elemente kommt nur dann zustande, wenn eine bestimmte Affinität zwischen ihnen besteht. In der Folge entfaltet sich vor unseren Augen die Auswirkung chemischer Gesetze zwischen den Charakteren der Handlung. Es entsteht aber ein Paradox, das zu einem Konflikt zwischen den Naturgesetzen und den gesellschaftlichen, moralischen, ja man könnte sagen, göttlichen Gesetzen führt. Das Dämonische äussert sich im Menschen, einem gewissen Drange nachzugehen, der die Koexistenz der verschiedenen Ordnungen übersieht. Es entzieht den Menschen der Bedingtheit seines alltäglichen Lebens in das Unbedingte, in die Urgründe des Chaos zurück, aus dem die Schöpfung entsprungen ist. Da der Mensch sich aber nur infolge wiederholter Kompromisse zwischen den verschiedenen Einflüssen behaupten kann, die auf ihn wirken, wird er oft vor eine Wahl gestellt, deren Lösung er nicht gewachsen

ist. Hiermit schließt sich der Kreis des ewigen Rätsels, dessen Ergebnis man dem "Schicksal" überlassen muß.

Daß die natürliche Wahlverwandtschaft die Basis der kulturellen Gesellschaftsordnung ist, wird bereits durch den Maurergesellen angedeutet, der zur Grundsteinlegung des Hauses eine Rede hält. Wir werden jedoch auf die Notwendigkeit der ethischen Gesetze hingewiesen, die auf die natürlichen Kräfte einwirken müssen, um eine dauerhafte Form zu erreichen: "...denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine,"³ Oder wie Mittler es zwar zutreffend, aber wie üblich zur falschen Zeit ausdrückt: "Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur".⁴ Die Moral beschwört das dämonische Element, sie zwingt die elementaren Kräfte, die im Menschen toben zur Zucht und Ordnung und verleiht ihm die Dauerhaftigkeit zu einer produktiven Entwicklung. Der Graf und die Baroness, die sich dieser Ordnung nicht unterwerfen, werden zum launischen Opfer des Schicksals und sind den ewig wechselnden Naturgesetzen unterworfen, indem sie unruhig von einem Ort zum anderen ziehen. Sie bringen, wie Mittler sagt: "nichts als Unheil" und wirken auf die Gesellschaft: "wie ein Sauerteig der seine Ansteckung fortpflanzt".⁵

Es ist der "aufgeklärte" Eduard, der sich anstecken läßt. Seine Neigung zu Ottilie übermächtig ihn dermaßen, daß er die ganze Umwelt vergißt; er ist ganz von seiner Leidenschaft ergriffen. Er vernachlässigt seine Tagesarbeit und findet an allem Mißfallen. Er hat kein Maß mehr, alles dauert ihm zu lange. Das Haus, das er für Charlotte bauen will, soll nun zu Ottiliens Geburtstag fertig werden:

"Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche.....Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andere Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; alles was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilie." 6

Eduard ist nicht mehr Herr seiner selbst, er ist ein Opfer jenes Chaos geworden, dem die geordnete Schöpfung entsprungen ist. Das Dämonische hält ihn im Bann. Wahnsinn umschleiert seine Vernunft, gleich einer chemischen Reaktion wird er unwiderstehlich durch seine "Verwandtschaft" zu Ottilie angezogen. Zuerst hält er seine heimlichen Zusammenkünfte mit Ottilie geheim, aber dann läßt er, gemäß der natürlichen Entwicklung aller Dinge auch das fallen. Sein Brief an Ottilie wird von Charlotte gefunden und ihm ungelesen zurückgegeben:

"Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber diese sonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich." 7

Das "höhere Wesen", unter dem Goethe hier das Göttliche versteht, wirkt oft dem Dämonischen entgegen. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist das Schicksal, welches nur selten vom Menschen wirklich erkannt wird. Im Bestreben seinen eigenen Willen durchzusetzen, neigt der Mensch dazu, dasselbe absichtlich zu übersehen, "wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre." ⁸ Sobald der Mensch aber die Einwirkung der "höheren Wesen" übersieht, wird er ein Opfer der Umstände, wie es Eduard und Ottilie geworden sind. Sie überlassen die Dinge ihrem Lauf. Ihre gegenseitige Anziehung steigt ins Maßlose. Eduards und Charlottens gemeinsames Bauen und Pflanzen wird völlig von ihnen vergessen. Er jauchzt

gleich einem ahnungslosen Kinde, das von den Fluten dahingerissen wird, und meint dazu: "das Außergewöhnliche geschieht nicht auf glattem gewöhnlichem Wege".⁹ Wie Werther, Egmont und Tasso ist auch Eduard blind, seine Sinne sind umnachtet, er weiß nicht mehr, wie ihm geschieht und gibt sich nur noch dem Taumel hin.

Ganz anders reagieren Charlotte und der Major. Obwohl sich auch bei ihnen eine gewisse Neigung entwickelt, wird dieselbe von ihrem Pflichtgefühl und von moralischen Bedenken in Zucht gehalten. Sie sind gewöhnliche Menschen, bei denen das Unterbewusstsein nicht so zum Durchbruch kommt. Als sich eine vorteilhafte Heirat für den Major ermöglicht, hält Charlotte die Sache für gewiß, "und entsagt ihm rein und völlig".¹⁰ Sie verlangt dasselbe von Eduard, der sich aber weigert, an dieses "Äußerste" zu denken, worauf sie ihm antwortet: "Das Äußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst... In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen, der am klarsten sieht."¹¹ Eduards selbstgewähltes Exilleben in der Fremde ist keine Lösung, er gerät nur noch mehr in Extase: "Ich will den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft".¹² Er genießt also schon sein Leiden und schwebt ständig zwischen Elend und Genuß. Auch denkt Eduard nicht mehr bewußt, er glaubt nur noch. So glaubt er z.B., in allen Geschehnissen der Vergangenheit Winke der Vorsehung zu sehen, die auf die Erfüllung seiner Leidenschaft hinweisen. Es ist wiederum Mittler, der seinen Zustand richtig beurteilt:

"Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles sich um uns bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher." ¹³

Mittler hat zwar die Gefahr erkannt, weiß aber nicht, wie das Dämonische zu bändigen ist.

Ottolie fesselt sich inzwischen immer mehr an die Umgebung mit Charlotte. Bei ihr durchkreuzt sich alles, sie ergreift immer das Nächste mit Leidenschaft und Anteilnahme. Sie ist selbst wie eine Pflanze, die von elementaren Kräften genährt wird. Vernunftsgemäße Entscheidungen sind ihr untersagt, deshalb erkennt sie auch nicht, daß sie der Mittelpunkt einer Auseinandersetzung geworden ist. Sie pflegt das Kind und hofft auf eine baldige Verbindung von dessen Mutter und Vater: "Ottolie fühlte dieses alles so rein, daß sie sichs als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei garnicht empfand." 14

Hier schneidet Goethe wiederum das Hauptthema an, indem er auf Ottolien's Eigenheiten in Bezug auf andere Dinge zu sprechen kommt. Das Seltsame ihrer Verfassung ist, daß ihre Umgebung auf sie einen unmittelbaren Einfluß ausübt. So empfindet sie immer Kopfschmerzen, wenn sie bei den Steinkohlenvorkommen vorbeigeht, auch reagiert der Pendel bei der Metallsuche bei ihr besonders stark. Die Einschaltung dieser Episode verwendet Goethe, um gewisse Deduktionen in Bezug auf die Wechselbeziehung der Dinge zueinander anzudeuten d.h., daß:

"sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien." 15

Diese Anspielung auf eine gewisse Wesensverwandtschaft aller Dinge bringt uns Goethes Auffassung über das Dämonische näher. Goethe weist hier deutlich auf die Schranken des Intellekts und die Unzulänglichkeit

einer verstandesmässigen "Aufklärung" hin. Das Bewusstsein des Menschen ist eine egozentrische Einstellung, die zur Lebensbehauptung aller Kreaturen notwendig ist. Dahinter jedoch liegt das Unterbewusstsein, welches als Bindeglied mit dem gemeinsamen Urwesen aller Dinge fungiert und uns mit der "Weltseele" verbindet. Sein Wirken erscheint uns "dämonisch", weil es unerklärlich ist und uns dem "Leben" entführt. Beide Sphären haben ihre unumstösslichen Gesetze, bilden aber ein Paradox, das nur durch das Heilige oder Göttliche aufgelöst werden kann. Des Menschen Wille selbst, eine Lösung herbeizuführen, endet tragisch. Am deutlichsten wird dies beim Höhepunkt der Handlung, wo jede gewollte Wirkung der Charaktere auf eine ebensolche Gegenwirkung des "Schicksals" stößt.

Aus dem Kriege zurückgekehrt, wendet Eduard sich an den Major, der inzwischen doch nicht geheiratet hat und versucht diesen zum bewussten Eingreifen in seine Schicksalsgestaltung zu überreden. Seine Überstehung des Krieges und das Nichtzustandekommen der geplanten Verheiratung des Majors lassen Eduard darauf schliessen, daß das Schicksal seine eigene Verbindung mit Ottilie vorhat. Der Major soll Charlotte heiraten, damit beide Seiten nicht benachteiligt werden. Er sagt zum Major:

"Entschließe dich also mein Freund für mich, für dich zu handeln, für mich, für dich diese Zustände zu entwirren, aufzulösen, zu verknüpfen."¹⁶

Die Dinge verwirren sich jedoch nur noch mehr. Auf Eduards zufälliges Wiedersehen mit Ottilie und deren Leidenschaftsausbrüche, folgt der Tod des Kindes, was zuerst nur als ein "Unfall" erscheint, jedoch auf das dämonische Einwirken des "Unorganischen" auf das "Organische" hindeutet. Als Charlotte davon erfährt macht sie

sich über ihr hartnäckiges Verhalten Vorwürfe:

"Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getötet. Es sind gewisse Dinge, die das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, das Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen." 17

Daß mit dem Schicksal die dämonischen Kräfte gemeint sind, die auf eine Verbindung Eduards gemäß seiner "Wahlverwandtschaft" mit Ottilie hinarbeiten, tritt hiermit deutlich zutage. Alle Schranken scheinen zu fallen, auch die letzte und Charlotte willigt in eine Scheidung ein.

Doch hier geschieht ein Sonderbares; und zwar an Ottilie selber. Es war bereits seit einiger Zeit ein gewisser Umwandlungsprozess bei ihr im Gange. Sie wird mehr und mehr weltabgewandt und plötzlich erwacht sie ganz und gar aus ihrem Erdentraume, wird gewahr, was eigentlich geschehen ist und kommt zu dem Entschluß "Eduards werde ich nie!" 18

Hier wirft sich von selbst die Frage auf, was eigentlich geschehen ist, was in Ottilie diesen Entschluß hervorrief. Ottilie, die sich wie eine Pflanze entwickelt hat, hatte nichts Gewolltes an sich. Genau wie Egmont erschaut sie ihre Erkenntnisse, doch bemerkt oft nicht, was eigentlich um sie herum vorgeht, bis es schliesslich zu spät ist, sich zur Wehr zu setzen. "Ein seltsam unglücklicher Mensch und wenn er auch schuldlos wäre ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet." 19
Ottilie erkennt plötzlich, daß sie der Mittelpunkt einer Auseinandersetzung geworden ist, deren Lösung nur auf einer höheren Ebene möglich ist. Hiermit erzielt

Goethe seine Steigerung zum "Heiligen", indem er Ottilie zu einer "geweihten" Person macht. Sie schlägt Charlottens Bemühungen zu ihrer Verbindung mit ihrem jugendlichen Freund und Vorsteher, dem Pensionsgehilfen mit den Worten ab:

"...er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Übel für sich und andere vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das uns unsichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann." 20

Es ist das alte Thema von den ungeheuren Mächten, die den Menschen umgeben und bedrohen. Was uns jedoch völlig neu in den Ohren klingt, ist der unerwartete Zug Goethes zum "Heiligen". Die Lösung, ja man könnte sagen, die Erlösung aus der Verwirrung, in der der Mensch sich befindet, ist nur durch das Göttliche möglich. Das Dämonische ist die den Dingen innewohnende "Macht" und "Kraft". Goethe geht jedoch nie soweit, dasselbe durch ein bestimmtes Symbol zu personifizieren; dazu ist es zu geheimnisvoll und bleibt auch stets so. In dieser Hinsicht kommt es der menschlichen Auffassung von Gott schon sehr nahe, unterscheidet sich aber dadurch, daß es oft eine feindliche Einstellung dem "Leben" gegenüber einnimmt und den Menschen sozusagen mit Gewalt ins Verderben zieht. So sagt Ottilie:

"Ein feindlicher Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich auch von Außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir wieder zur Einigkeit gefunden" 21

und meint das stete Zusammentreffen mit Eduard, dem sie scheinbar nicht entrinnen kann. Dieses läßt unzweideutig eine Beeinflussung des Menschen gegen seinen Willen erkennen. Bewusstsein und Unterbewusstsein sind hier nicht mehr ausreichend, womit man diesen Zustand erklär-

en könnte. Auch ist das Werk bereits weit über die so oft erwähnte dichterische Freiheit hinausgewachsen, die in dem Reich der Phantasie ihre Nahrung findet. Goethe ringt darum, den menschlichen Zustand zu klären. Wie für Eduard und Ottilie ist für ihn das Leben ein "Rätsel, dessen Auflösung sie nur miteinander fanden".

Ottilie empfand ihre Liebe zu Eduard nie als Sünde, sondern als gottgewollt. Durch den Tod des Kindes erkennt sie jedoch ihre Schuld und wird sich bewußt, daß sie ihrer Liebe entsagen muß, da sie ein Opfer dämonischer Einflüsse geworden. Dies ist das ewig Tragische der Seinsordnung, dass sich scheinbar das Göttliche mit dem Dämonischen überschneidet. Das eine wie das andere stellt den Menschen vor Grenzen, deren Übertretung in den Tod führt. Aus diesem Grunde bringt auch Ottilie ihr Todesopfer. Sie wird selbst immer rätselhafter, still und heilig, bis sie zuletzt vom Tode erlöst wird. Doch nie und nimmer entsagt sie der Liebe. Ihr Liebestod wird ein Sühnentod, mit dem sie zum Einklang aller Widersprüche einzugehen erhofft.

Ottilies Verschneiden wird von der Umwelt mit einem mystischen Schleier umwoben. Der Architekt, der sie im Sarge betrachtet, stellt an ihrer Leiche fest:

"...so waren hier so viele andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand wieder ausgetilgt: seltene, schöne, lebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt." 22

Ottiliens Sarg wurde zum Wallfahrtsort. Ihre Verfassung nach dem Tode vergleicht Goethe derjenigen der Seele in der Ewigkeit. Der Menschheit ganzes Streben

geht darauf hinaus, das zu erzielen, was nur in der Ewigkeit möglich ist. "Jedes Bedürfnis, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist nötigt zum Glauben." ²³ Das Unerforschliche muß man verehren, da die Vernunft Gottes und die Vernunft des Menschen ganz verschieden sind.

Eduard ward dasselbe Schicksal zuteil, nur mit viel weniger Verehrung. Durch Schmerz und Gram richtet er sich selber zu Grunde. Kurz zuvor beklagt er sich noch beim Major:

"...was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seeligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, dieser Seeligkeit willen, bin ich genötigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach....Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrertum." ²⁴

Es wird offensichtlich, daß dieses Werk, wie das Leben, kein moralisches Ziel hat. Indem es aber die Geschehnisse im Laufe der Handlung billigt oder verwirft, strebt es einer gewissen Aufklärung entgegen. Die Menschheit klammert sich an moralische Gesetze, um das Dämonische zu beschwören. Es ist ihr aber unmöglich, es ganz zu verbannen, da es sich immer wieder durchsetzt. Wir merken die "Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeiten", die sich aller Vernunft zuwider behaupten. Die Wahlverwandtschaft in allem Organischen und Unorganischen ist eine unumstößliche Notwendigkeit des Dämonischen. Die Menschheit ist ähnlichen Gesetzen unterworfen, wie es die Naturelemente sind. Das Moralische im Menschen wirkt diesem entgegen. Dadurch wurde auch die Heirat zwischen Ottilie und Eduard verhindert und es ist demzufolge zu keiner Scheidung zwischen Eduard und Charlotte gekommen. Das Bedeutsamste ist jedoch Ottiliens Entsagung.

Ottiliens Liebestod und ihre darauffolgende Heiligsprechung führen zu einer Synthese der vorhandenen Gegensätze. Es kommt zu einer Steigerung auf erhobener Ebene. Das menschliche Streben geht darauf hinaus, Harmonie und Eintracht zu erzielen. Da dies im Leben scheinbar unmöglich ist, glaubt der Mensch an eine Erlösung oder Auflösung aller Widersprüche nach dem Tode im Göttlichen.

Dass der Werdeprozess der Schöpfung im Menschen noch nicht vollendet ist, ergibt sich von selbst. Nur durch das Erlangen einer höheren Daseinsform, die vom bedingten Leben unabhängig ist, kann der Mensch über das Dämonische triumphieren. Dies ist aber Ottiliens Zustand nach dem Tode, so wie Goethe es verstanden haben will.

KAPITEL X

WILHELM MEISTER

Obwohl dieses Werk seinen Ursprung im traditionellen Familienroman gefunden, wo Goethe gewisse künstlerisch - psychologische Betrachtungen anzustellen gedachte, "ward das Werk überrascht von der Tendenz seiner Gattung plötzlich viel grösser als seine Absicht".¹ Mit Hilfe seiner autobiographischen Einflechtungen versucht Goethe in diesem Werk seine persönlichen Lebenserfahrungen künstlerisch zu steigern. Das Ergebnis ist ein Bildungsroman neuen Ranges, dessen Anliegen es ist, "die Abstumpfungen, die Entwicklungen, die Inkonsequenzen des menschlichen Herzens zu regen".²

Zuerst mag es uns sonderbar erscheinen, daß Goethe seinen Helden nicht positiver gestaltet hat. Wilhelms Entwicklung ist von einem "dunklen" Drange begleitet, dessen dämonische Eigenschaft ihn immer von neuem mit dem Leben in Konflikt bringt. Goethe selbst war sich dessen eingedenk, wenn er darauf hinweist:

"Wilhelm ist ein armer Hund, aber nur an solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen." ³

Hiermit kommen wir dem Sachverhalt näher, denn wir erkennen, was Goethe zu "bilden" gedachte und was er im eigentlichen Sinne unter "Bildung" verstand, eine Metamorphose des Menschen ganz im Sinne der pflanzlichen Umgestaltung der Kotyledonen. So hat sich denn auch das Werk allmählich und unvermeidlich vom Künstlerroman zum Bildungsroman entwickelt. Mit Hilfe des Bildungsdranges versucht Goethe hinter die Geheimnisse der Lebenskunst zu ge-

langen, um den Menschen zu einer höheren Daseinsform zu verhelfen. Es geht um die Gestaltung und Umgestaltung der dämonischen Keimkräfte im Menschen. Es ist ein ewiges Sich Verwandeln, hervorgerufen durch das Streben des Menschen, sein Werden nach dem "Gesetz, wonach du angetreten"⁴ zu vervollkommen.

Nachdem wir aus der "Welt als Theater" allmählich in die "Welt der Symbole" eingeführt werden, erkennen wir Goethes Charaktere als "vorgeschobene Personen, hinter denen durchaus etwas Allgemeines, höheres verborgen liegt".⁵ Aus diesem Grunde ist auch die Einschaltung des Tragischen zu verstehen, das uns genau wie das griechische Drama, nach "Innen" führen soll. Es ist die Gegenüberstellung des Menschen mit dem Unbekannten, den ihn umgebenden dämonischen Mächten, dessen Einwirkung auf sein Schicksal er verspürt, die er aber nicht wahrnehmen kann. Das Ergebnis dieser ausgedehnten "Bildungsforschung" führt zu der Erkenntnis, daß dem Menschen eine Offenbarung seines Wissensdranges nur dann zu Teil wird, wenn er dem Andrang dieser ihn umgebenden dämonischen Kräfte zuwider, sein Streben bewahrt und allen Anfechtungen wie auch Versuchungen zu entsagen lernt.

Es sind wiederum die menschlichen "Leidenschaften", jene aus dem Unterbewusstsein aufquellenden dunklen Kräfte und deren Einfluß auf die Entfaltung des menschlichen Lebens, die Goethe beschwört und sichtbar macht. Durch Wilhelms eigene Schilderung seiner Kindheit wird uns seine seelische Verfassung offenbar. Wir erfahren, wie Glück und Freude des Menschen mit seiner naiven Einstellung dem Unbekannten gegenüber verbunden ist. Wilhelm glaubt überall den "Wink eines leitenden Schicksals"⁶ zu verspüren, weshalb er auch stets auf Gelegenheiten

wartet. Somit ist er grundverschieden von Werner, der sich die Umstände selber formt. Es ist aber gerade dieser dämonische Zug bei Wilhelm, der unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Werner läßt uns kalt, wir können uns seine Zukunft schon von Anfang an vorstellen. Bei Wilhelm dagegen verhält es sich anders und wir fragen uns, wie es diesem Menschen, der sein Innerstes ganz den Einflüssen des Dämonischen öffnet, wohl ergehen mag.

Zuerst begegnen wir der Tücke des Schicksals, die mit Menschen wie Wilhelm zu spielen scheint. Sein Verhältnis mit Marianen, die ihm ihre "ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfange genießen" ⁷ wollte, geht durch Wilhelms Verhalten in die Brüche. "Der Streich hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen". ⁸

Das sich anschliessende Bestreben Wilhelms, die verworrenen Zusammenhänge dieser Welt aufzuklären, um zukünftigen Ereignissen gegenüber gewappnet zu sein, bringt ihn mit Menschen zusammen, die gleich ihm versuchen, dieses Rätsel zu lösen. Bemerkenswert ist der fremde Kunstliebhaber, der Wilhelm über die Ursache aller Ereignisse aufzuklären versucht:

"Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeiten und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen steht zwischen beiden und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen....Wehe dem der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwas weiter, als seinem Verstande entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben." ⁹

Diese Auffassung ist für Wilhelm fremd und er bezweifelt auch ihre Gültigkeit. Er weiß zwar der Vernunft

den gebührenden Platz einzuräumen, erkennt aber auch gleichzeitig ihre Grenzen. Am deutlichsten offenbart sich dies im Menschen an jener Stelle, wo sich Geist und Leben miteinander kreuzen. Sein Blick bleibt deshalb auch nicht an den äusseren Erscheinungen der Dingen haften; er strebt vielmehr über sie hinaus ins Transzendente. Schon nach kurzer Bekanntschaft mit Philinen sagt er zu ihr:

"Der Mensch ist dem Menschen das InteressantesteAlles andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen." 10

Das Interessanteste am Menschen, ist aber nicht seine Vernunft, sondern das undefinierbare, aus dessen Grund das Leben, wie auch der Geist seine Nahrung schöpft. In der Überzeugung von der Unzulänglichkeit der Vernunft wird Wilhelm durch Serlo unterstützt, diesem "Direktor", der die ganze Welt als ein Theater betrachtet und zu der Ansicht gelangt ist:

"daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividiert niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe." 11

Es ist aber gerade dieser "Bruch", auf den es ankommt und der die schöpfende Kraft hervorbringt, die alles in Bewegung setzt. Der Weg dahin führt ins Irrationale, ins Dämonische. Es ist der Oheim der "schönen Seele", der uns darauf aufmerksam macht:

"Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen: auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." 12

Die wahre Poesie wird von dieser Kraft genährt, man

braucht nur an solche Beispiele zu denken wie "Wer nie sein Brot mit Tränen aß....Kennst du das Land....Nur wer die Sehnsucht kennt....u.s.w. ^{13,14,15} um ihre unmittelbare Wirkung zu verspüren. Sie übt eine Ausstrahlung auf uns aus, die uns erschauern läßt. Phantasie und Wirklichkeit greifen hier so tief ineinander, daß sie schwer zu unterscheiden sind, denn beide dringen an die Grenzen des Verborgenen, den Sitz des Dämonischen vor. Episoden wie Wilhelms Verkleidung, die auf den Grafen dermassen gewirkt hat, daß dieser glaubt sich selbst gesehen zu haben, werden hier nur eingeflochten, um die Unzulänglichkeit der Sinneseindrücke zu unterstreichen. Falsche Vorstellungen fördern weder die Phantasie noch die Vernunft, sie führen nur zum Aberglauben. Das Absurde und Irrationale dagegen wirkt auf den Menschen wie ein Wunder und hält ihn ganz umfassen. Man denke nur an die Erscheinung Mignons, die für Wilhelm dämonische Gestalt annimmt: "seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen".¹⁶ Ebenso wirkt die Gestalt des Harfners, dessen geheimnisvolle Vergangenheit und bedeutungsvolle Prophezeiung uns mit den dunklen Regionen der menschlichen Seele bekannt machen.

Immer wieder stoßen wir in diesem Werke auf das Zufällige und spüren, daß dieses Element das Werk so spannend macht. Lothariós Verhältnis mit Theresens Mutter; Wilhelms Wiedersehen mit der alten Barbara, die ihm seinen Sohn zuführt; das Erscheinen der schönen Amazone; Wilhelms Bekanntschaft mit der Turmgesellschaft; diese und andere Beispiele bestätigen und unterstreichen diesen Zug des Werkes. Bedeutsam ist, daß Goethe bei diesem Zufälligen so verweilt, damit wir eine gewisse Gesetzmässigkeit verspüren sollen, die sich nicht auf natür-

lichem Wege enträtseln läßt. Wilhelms Lehrjahre schliessen denn auch mit der Bemerkung des Abbé, daß die Natur ihn losgesprochen habe. Seine bewundernswerte Eigenschaft, auf Kompromisse einzugehen, rettet Wilhelm vor dem Schicksal Werthers. Im steten Versuch, Kunst und Leben zum Ausgleich zu bringen, erreicht sein dunkler Drang die Steigerung eines höheren Lebens, welche ihn vor dem Untergang rettet. Entscheidend aber bleibt, daß Wilhelm in seiner Entwicklung, trotz seiner "Bildung", sich nie dem Einfluß des Dämonischen entziehen kann. Im Gegenteil, je höher er steigt, desto mehr steht er unter dem Banne dieser Kräfte.

Im Gegensatz zu den Lehrjahren, die darstellend von Goethe behandelt wurden, stellt er in den Wanderjahren Betrachtungen der mannigfaltigsten Erscheinungen auf und erzielt damit, daß wir das Absurde, das Zufällige, das Dämonische als ein nicht wegzudenkendes Element hinnehmen. Die äusseren Begebenheiten werden nur als Gleichnisse und Parabeln gebraucht: etwa der sonderbare Vergleich mit der heiligen Familie, der auf das Unfassbare hinweist, an welches die Menschen sich von je her klammern. Der phantastische Verlauf der weiteren Handlung: Jarnos Betrachtung der Steinmassen, der Fund des geheimnisvollen Kästchens, die folgenden Novellen u.s.w., dienen dazu den Leser in die Irre zu führen, zu schockieren, seine Neugierde und das Vorstellungsvermögen anzuspornen. Am Ende vermögen wir nicht mehr recht Wirklichkeit und Phantasie zu unterscheiden, was mit sich bringt, daß wir unsere konventionellen Ansichten in Bezug auf die dingliche Welt überprüfen, die Selbstverständlichkeit vieler Vorstellungen bezweifeln und die Vorherrschaft des Geistes anerkennen. Die äussere Welt der Dinge sehen wir nun im Wechsel der Begebenheiten, die man sich vorstel-

len kann auch ohne sie gesehen zu haben. In der Kennzeichnung von Makariens Eigenheiten tritt dieses deutlich hervor:

"Wie man vom Dichter sagt, die Elemente der sichtlichen Welt seien in seiner Natur innerlichst verborgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anschauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gelebt: ebenso sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, fernerhin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren." 17

Hier wirft sich die Frage auf, welche Ereignisse eigentlich die wirklichen seien, wenn man diese inneren Erscheinungen mit dem äusseren oder sinnlichen Gewährwerden vergleicht. Goethe legt denn auch die Schlußfolgerung dem objektiv denkenden Mathematiker und Philosophen in den Mund, der lange Makariens Hausfreund gewesen ist. Er macht die Feststellung:

"daß sie (Makarie) nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern, daß sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Teil darin bewege". 18

Der erzählenden Weise des Romans gemäß, läßt Goethe uns selber darüber nachdenken, inwieweit diese Vorgänge auf Phantasie beruhen könnten, denn er fährt fort:

"Denn sollte nicht jeder Verständige und Vernünftige, bei dem reinsten Wohlwollen, dergleichen Äußerungen für Phantasie, für überverstandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wissens halten und erklären?" 19

Hieraus lassen sich wiederum die Schlüsse ziehen, daß Phantasie, Träumerei und Sinneseindrücke sich an einem bestimmten Punkt kreuzen. Die Vernunft des Menschen ist nichts weiter als ein gewisses Registrieren und Spekulieren des Geistes mit den Wahrnehmungen. Der Geist

des Menschen ist aber keine Einheit, er ist vielmehr ein "integrierender Teil des Ganzen", weshalb er auch ins Unendliche strebt. Alles Lebendige aber strebt zur Einheit aus Selbstbehauptung, weshalb ihm auch die Welt der Dinge am nächsten liegt. Aus diesem Grunde ist die materielle Weltanschauung lebensfördernd. Alles Ideelle ist weltabgewandt und führt in das Reich des Geistes. Die wirklichen Zusammenhänge bleiben dem Menschen verborgen, da er von diesen zwei polar gegenüberstehenden Seiten angezogen wird. Es ist dieses Verborgene, das Goethe mit einer elementaren Kraft vergleicht und das er als "dämonisch" bezeichnet.

Das Vorhandensein unerforschlicher Kräfte zwingt den Menschen zur Ehrfurcht, zur Ehrfurcht vor dem, was über ihm, was unter ihm und was in ihm ist. Die äussere Natur flößt dem Menschen nur Furcht ein, da sie der Willkür der elementaren Kräfte entspricht. Ehrfurcht aber muß aus dem Menschen selber kommen. "Ehrfurcht zu hegen ist schwer aber bequem".²⁰ Aus diesem Grunde entstehen ganze Völkerreligionen. Goethe leitet hieraus drei Religionen ab, die aus diesem Grunde entstanden sind. Zuerst wird die "ethische" Religion hervorgehoben, "welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns ist, beruht".²¹ Es folgt die "philosophische" Religion, "die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist".²² Schliesslich wird die "christliche" Religion genannt, sie ist "gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist".²³ Er fährt fort:

".....es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod

als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzu- gewinnen." 24

Das Dämonische zu beschwören, ist eng mit dem religiösen Drang des Menschen verbunden. Durch Wunder und Gleichnisse versucht er das Aussergewöhnliche zu erfassen. Er glaubt, wo der Verstand versagt, weil der Selbsterhaltungstrieb den Menschen zur Harmonie und zum Einklang mit sich und seiner Umgebung drängt. Selbst Wahnvorstellungen lassen sich von hier aus begründen, da:

"der Übergang von innerer Wahrheit zum äußeren Wirklichen immer schmerzhaft ist... Ja der Wahn hat, solange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche, tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrtums erhöht und gestärkt." 25

Durch Wirrungen und Verschlingungen hindurch ist das Werk doch immer auf den "Leitstern" gerichtet. Durch pädagogische Anstalten, neue Bekanntschaften, Lustpartien, durch Kunst, Wissenschaft und Handwerk führt der Weg in immer neuen Betrachtungen zur Förderung unserer Bildung. Die Welt wird im Großen und Kleinen, von Innen und Aussen behandelt, mit dem Ergebnis, daß der erste Anblick der Aussenwelt im Laufe unseres Lebens uns die Originalnatur erschließt, "gegen die alles übrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt nur Kopien zu sein scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlichen ursprünglichen Geistes und Sinnes ermangeln".²⁶ Diesen Abstumpfung der Seele entgegenzuwirken, entwickelt sich in unserem Inneren eine schöpferische Kraft, die die Natur auf ihre eigene Weise zu verherrlichen sucht.

Unter Natur sei hier aber nicht die äussere Erscheinung der Dinge zu verstehen, sondern die "lebendige

Einheit" des Alls, dem der Geist als ein "integrierender Teil" angehört. Es ist wiederum diese "lebendige Einheit", die der Auffassung des Dämonischen am nächsten liegt. Was Goethe darunter versteht, finden wir unter "Betrachtungen im Sinne der Wanderer" folgend angeführt:

"Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren und, wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich dardum mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidisieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durcheinander in gleichem Sinn und gleicher Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemein-
sten auftritt." 27

Der einseitige Verstand des Menschen, auf den sich die heutige Naturwissenschaft stützt, vermag es nicht, diese "lebendige Einheit" zu erfassen, da er an "Bild und Gleichnis" haften bleibt. Aus diesem Grunde bleibt uns auch das dämonische Wesen dieser "lebendigen Einheit" ein Geheimnis:

"Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fast in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig: denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt." 28

Mit dem Leitmotiv "gedenke zu wandern",²⁹ eröffnet Goethe das Dritte Buch der Wanderjahre. Das Wandern unseres Geistes in die unerforschten Gebiete unseres Unterbewusstseins ist somit mit einbezogen, was neue Dimensionen eröffnet, deren Bezüge zu der sinnlichen Welt

nur ahnungsweise erraten werden können. Das "Schauen" und "Denken" der einzelnen Figuren wird nur noch symbolisch ausgedrückt. Die Figuren aber erscheinen als Entelechien, die bereits in das Gebiet des Dämonischen eingegangen sind. Goethe spricht sich über die Wanderjahre so aus:

"daß die einzelnen Darstellungen, welche durch das Ganze mehr zusammengehalten als in dasselbe verschmolzen sind, jedesmal ein besonderes Interesse erregen und zu den mannigfaltigsten Gedanken Anlaß geben, die denn doch zuletzt an einem Ziel anzulangen die Hoffnung haben." 30

Dies bekräftigt die Ansicht, daß Goethe sich mit diesem Werke gemäß seiner eigenen Metamorphose aus dem Gebiet der sinnlichen Welt in die Welt der Gedanken und Empfindungen hinaufgerungen hat. Weltabgewandt bewegen sich die Schemen als "integrierender Teil" in der allumfassenden Handlung. Nur einzelne Verflechtungen und Bezüge, gleich den Sternen in den Himmelsbahnen, werden angedeutet. Die Welt der dinglichen Erscheinungen ist in das elementarische Meer des Dämonischen untergetaucht. In diesen Regionen tritt die menschliche Entelechie nur noch in einzelnen Erscheinungen als Symbol der gesamten Menschheit hervor. Aus diesem Grunde drängt sich die Entsagung als unentrinnbare Lebensbedingung ganz von selber auf.

Der Raum für das Wirken und Streben der menschlichen Entelechie ist die Unendlichkeit. Metamorphose und Steigerung bezeichnen den Weg des Geistes in jene höheren Sphären. Die stoffliche Welt der Dinge ist nur ein vergängliches Gleichnis, wie auch die lebendige Form des Menschen selber. Das ewig Bestehende ist dämonischer Natur und liegt im Bereiche des Geistes.

"Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott - Natur ihm offenbare:
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." 31

KAPITEL XI

FAUST

Am 8. Dezember 1787 schreibt Goethe aus Rom an Herzog Karl August:

"An 'Faust' gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles andre hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werd ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigne Stätte bereiten möge." 1

Jahrelang hat Goethe mit dem Faustphantom gerungen. Einige Versuche, diesen Stoff dichterisch zu gestalten waren bisher nur "Fragment" geblieben. Mit der Entstehung der "Zueignung" am 23. Juni 1797 wird dem Werke zum ersten Mal eine Gesamtdisposition verliehen, womit Goethe aufs Neue einen Rückzug in die "Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" ² unternimmt. Bereits die ersten Zeilen dieser "Zueignung" deuten darauf, wie dämonisch durchhaucht diese "barbarische Komposition" ³ zu werden verspricht. Die herrschende Stimmung bleibt trübe, schwankend, voll Zauber und Wahn; und doch ist das Ganze von einer lebendigen Kraft umgeben, die uns erschüttert:

"Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert." 4

Goethe gesteht, daß er aufs Neue von den dämonischen Mächten überwältigt wird, denen er bereits in seiner Jugend begegnet ist. Er wird ihnen nicht länger ausweichen können, ihr Andrang ist zu stark. So beginnt sein Ringen

mit einem Stoff, der sich nur schwer formen läßt: "es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Lauf".⁵ Der Zwiespalt der den Menschen umgibt, tritt deutlich hervor. Der Ausweg aus dieser Lage kann nur eine Erlösung sein. Es ist die "innere Stimme" des Dichters, die gleich einer Äolsharfe durch göttliche Eingebung zu ihm spricht und die alte Sehnsucht "Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich"⁶ wieder wachwerden läßt.

Zu beachten ist die Verschiebung des Blickfeldes, wie auch die Auflösung alles Zeitbedingten, das den Autor umgibt. Die Gegenwart der Dinge und die Dauer ihres Bestehens werden für ihn bedeutungslos. Alles verschmilzt zu einem Ganzen. Des Autors Blick ist nur noch auf das Ewige gerichtet, welches zugleich das Elementare und das Bleibende ist, das sich hinter einer dämonischen Maske verborgen hält:

"Was ich besitze, seh ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten." ⁷

Das im Jahre 1800 entstandene "Vorspiel auf dem Theater" deutet neben dem programmatischen Ablauf des Werkes auf die eigentlichen Antriebskräfte hin, die nötig sind, das Unternehmen zu vollbringen. Es soll eine Widerspiegelung der gesamten Schöpfung dargestellt werden. Die schöpferischen Kräfte des Dichters allein sind im Stande, dies herbeizuführen. Das Absurde des Lebens, welches wir in der "Lustigen Person" wiederfinden, steht diesem Unternehmen mit einer allzu weltlichen Auffassung gegenüber:

"So braucht sie denn, die schönen Kräfte,
Und treibt die dichterischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt:" ⁸

Die allgemeine Auffassung des Menschen reicht aber

nicht aus, einen so inkommensurablen Vorstoß zu wagen. Nur durch einen Rückzug in sich selbst, zum Urquell des Unterbewusstseins, ist es möglich eine Offenbarung der Entstehungs- und Bestehungsgeheimnisse zu finden. Es ist das "Werden" selbst, wonach der Dichter trachtet, nicht die leblose Form des Vollbrachten. Dazu muß er aber selber ein "integrierender Teil" des Werdenden sein:

"So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten." 9

Nun folgt der Einsatz des Autors mit den Worten des "Theaterdirektors", der dem Dichter den Auftrag gibt, die nach mittelalterlichem Sinne dreigeteilte Schöpfung in einer Gesamtschau zu erfassen:

"So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächtger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!" 10

"Vom Himmel durch die Welt zur Hölle" verkörpert keine abstrakte Idee, sondern es enthält den Gang der Handlung. In einem Gespräch mit Eckermann anno 1827 schließt er mit den Worten: "Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser." ¹¹ Es wäre demzufolge grundfalsch 'Faust' verstandesmäßig erfassen zu wollen, oder gar darin eine intellektuelle Erklärung der gesamten Schöpfung zu finden. Es ist vielmehr eine symbolische Darstellung des undarstellbar Dämonischen, wie es den Menschen umgibt. 1830 äussert sich Goethe wiederum zu Eckermann:

"Der Faust ist doch ganz etwas Inkommensurabeles,

und alle Versuche, ihm dem Verstand näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Teil aus einem etwas dunkelen Zustand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen." 12

In "Prolog im Himmel" weist Goethe darauf hin, aus welcher Perspektive seine Faustdichtung zu betrachten sei. Mit seinem Unternehmen, das Unaussprechliche darzustellen, wäre eine Weltschau im irdischen Sinne unzulänglich. Es bedarf vielmehr einer Schau aus erhobener, gesteigerter Ebene, wozu die mittelalterliche Auffassung von Gott und Himmel hinzugezogen wird. Daß das irdische Leben nur eine Stufe in der transzendentalen Schau des Werkes ausmacht, wird hieraus offensichtlich. Im Gespräch zu Eckermann 1825, sagt Goethe:

"Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können. So der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas sehr Schweres." 13

Der "Prolog im Himmel" ist somit im gewissen Sinne eine Auslegung der Schöpfung. Goethe ergreift hier alte biblische Überlieferungen und beleuchtet die Dichotomie, in der der Mensch sich befindet. Da Mephisto ebenfalls ein Produkt der Schöpfung ist, wird ihm sein Anteil am Leben nicht versagt. Als "Mensch" wird Faust aber in die entstehende Auseinandersetzung zwischen dem "Herrn" und "Mephisto" hineingezogen. Gott läßt Mephistos Bestreben den Menschen von ihm abzuwenden nur deshalb gewähren, weil ihm dieses in seinen allumfassenden Plan der Schöpfung paßt:

"Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." 14

Hiermit wird die Vereinbarung Gottes mit Mephisto verständlich, daß Faust vom "Urquell" weggeführt werden soll, was uns den Verlauf der Handlung schon im Voraus vermuten läßt. Mephisto ist somit die einzige klar umrissene Macht, mit der Faust sich auseinandersetzen hat. Aus diesem Grunde kann Faust die Gefahr erkennen, die ihm von dieser Seite droht. Aber gerade weil er diese Gefahr, wie auch die Macht selber erkennt, kann sie ihm nicht viel antun. Die anderen Mächte dagegen, die ihn ebenfalls umgeben und "dämonischer" Natur sind, kann Faust nicht erkennen. Damit ringt er sein ganzes Leben. In einem Gespräch mit Eckermann 1831, äussert sich Goethe selbst darüber:

"Das Dämonische", sagte er, "ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen..."

Erscheint nicht auch, sagte ich, das Dämonische in den Begebenheiten? "Ganz besonders", sagte Goethe, "und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam."

Hat nicht auch, sagte ich, der Mephistopheles dämonische Züge?

"Nein", sagt Goethe, "der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft."¹⁵

"Faust Erster Teil" besteht wesentlich aus dem umgearbeiteten "Urfaust". Schliff und Reife sind hinzugekommen. Fausts naive Züge haben Einbusse erlitten. Wenn er im "Urfaust" zu Wagner von "Freundschaft, Liebe, Brüderschaft" spricht, die sich von selber vortragen lassen, so drückt er sich jetzt zurückhaltender aus:

"Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;" 16

Hinzugekommen sind kritische Betrachtungen Fausts und Schlüsse, die er zieht. Faust empfindet aber noch immer, daß er weder in der dämonischen Sphäre des Geistes, noch in den logischen Regionen der Vernunft ganz beheimatet ist. Das Paradoxe der sich aufreibenden Gegensätze tritt ihm klar vor Augen. Er erkennt die unüberbrückbare Kluft zwischen Geist und Materie. Seine Schädelbetrachtung führt ihn zur selben Schlußfolgerung wie Hamlet. Seine Bücher, Instrumente und Geräte, mit deren Hilfe er die irdischen Schranken zu sprengen gedachte, um die Hintergründe der Natur zu erforschen, erscheinen ihm nun lächerlich. Als sein Geist dem "Geiste" gegenüberstand, fühlte er sich wieder ins "ungewisse Menschenlos" zurückgestossen:

"Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben." 17

Die Vernunft also, "der lichte Tag", vermag es nicht, seinen Drang zu stillen. Die naturwissenschaftliche Erklärung der Dinge bleibt stets am Stofflichen haften. Die Vernunft erkennt zwar die Zusammensetzung wie auch das Verhalten der Natur, kann aber, da sie selbst deren Produkt ist, das Inkommensurable nicht erfassen. Fausts Selbstmordgedanken sind nicht allein Verzweiflung, er hofft damit:

"Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;" 18

Selbst unter der Gefahr, ins "Nichts dahinzufließen" schickt Faust sich an, diese Handlung zu vollbringen.

Doch hier geschieht das grosse Wunder, Faust, der vor nichts zurückschreckt, hört plötzlich den Klang der

Osterglocken, welches seinem Vorhaben ein Ende macht. Dadurch wird uns die Macht des Dämonischen in der Religion offenbar. Indem Faust sein Leben zerstören wollte, erkannte er das Sinnlose seines Vorhabens, womit auch sein Wille zusammenbricht. Es ist das "Gefühl", jener vom Dämonischen herrührende Bund mit dem Menschen, welcher Faust wieder in das Leben zurückruft. Erinnerungen an die Zeiten seines Glücks versöhnen ihn mit seinem "ungewissen Erdenlos":

"Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernstestn Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!" 19

Fausts nächster Gang ist in die alles heilende Natur. Hier ist er wieder "Mensch", hier darf er es sein. Doch sein dämonischer Drang überwältigt ihn immer wieder. Es ist während dieses Ostermorgenspazierganges, wo Faust im Gespräch mit dem Bücherwurm Wagner, sein Wesen offenbart:

"Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd und Himmel herrschend weben,
So steigt nieder aus dem goldnen Dust
Und führt mich weg zu neuem, bunten Leben!" 20

Wagner beschwört Faust, die Schar nicht aus dem "Dunstkreis" hervorzurufen. Für ihn ist alles Übersinnliche mit Aberglauben verbunden. Es ist somit auch diese auf Aberglauben beruhende Ansicht, womit Goethe den Teufel herbeizaubert. Zuletzt jedoch läßt er ihn als

am verletzbarsten ist, im Sinnlichen. Mit körperlichen Reizen hofft er Faust zu Fall zu bringen. Über Auerbachs Keller, wo er Fausts Sinne ordentlich durcheinander bringt, geht es zur Hexenküche, wo Fausts Gelüste wachgerüttelt werden. Von hier ist es nur ein kurzer Weg zu Gretchen. Im Taumel nach Begierde macht Faust dieselbe an seinem Genusse mitschuldig.

Mit der Gretchenepisode berührt Faust jene "Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeiten", mit denen Goethe sich ausführlich auch in anderen Werken auseinandersetzt. Alle dämonischen Kräfte brechen plötzlich über Faust zusammen. Es ist nicht mehr Mephistos Werk, er hat Faust nur dazu verleitet, sich mit den dämonischen Mächten einzulassen. Fausts Drang zu Gretchen ist der ewige Drang des Mannes zum Weibe. Genau so fühlt Gretchen sich zu Faust hingezogen: "Mein Busen drängt sich nach ihm hin." In ihrer Liebe geben sich beide völlig dem Rausche hin und merken die Gefahr nicht, die sie bedroht. Der Tod von Gretchens Mutter und Bruder sind, obwohl von Mephisto instigiert, auf das willkürliche Walten des Dämonischen zurückzuführen. Nie wäre es dazu gekommen, wenn Faust und Gretchen bei nüchternem Verstande geblieben wären.

Wir finden den "dunklen" Zustand, in dem Faust sich befindet, symbolisch in der Walpurgisnacht verkörpert. Es ist anzunehmen, daß Goethe diese Szene nicht so sehr als Widerspiegelung der mittelalterlichen Auffassung von der Unterwelt gebraucht, sondern daß er sie als Analogie für die den Menschen umgebenden dämonischen Kräfte verwendet. Im Gespräch mit Eckermann 1826 erklärt Goethe:

"Beim 'Werther' und 'Faust' mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das

Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen." 23

Es ist für den Menschen gefährlich, zu lange in diesen Regionen zu weilen, Werther musste es mit seinem Leben bezahlen. Es ist die Welt des Irrationalen, der Wahnzustand des Menschen, in dem alle Gesetze aufgehoben sind. Die Sinne empfangen ihre Eindrücke nicht mehr durch Wahrnehmungen, sondern durch Gefühle und Empfindungen. In diesem Zustande ist der Mensch nicht mehr Herr seines Handelns, er ist der Willkür des Dämonischen ausgesetzt. Mephisto wusste genau Bescheid über die Wirkung dieses Zustandes, als er Faust zum Brocken führte:

"Aber sag mir, ob wir stehen
Oder ob wir weitergehen!
Alles, alles scheint zu drehen:
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen." 24

Im Zustand des Deliriums erlebt Faust verschiedene Geistererscheinungen. Auch das Bild Gretchens erscheint: "Ich kann von diesem Blick nicht scheiden", Erinnerung und Schuldbewusstsein bringen Faust plötzlich zur Besinnung. Nun ergreift er die Initiative und "befiehlt" Mephistos Hilfe in der Befreiung Gretchens. Doch es ist alles umsonst. Gretchen ist nicht mehr zu retten. Sie befindet sich selbst im Wahnzustande. Des Mordes an ihrem Kinde angeklagt, ist sie den weltlichen Gesetzen ausgeliefert. Dieser Anblick paralisiert Faust, vernichtet fällt er gleichsam in einen Scheintod. Die subjektive Welt des Menschen ist damit in 'Faust I' erschöpft. Alles war aus einem gewissen Halbdunkel hervorgegangen. Der einzige Ausweg, eine Leuterung herbeizuführen, konnte nur auf objektiven Wege geschehen, wie es in 'Faust II' geschieht.

"Faust II" ist in gewissem Sinne nicht die Fortsetzung des ersten Teils, sondern ein neuer Anfang der Handlung auf gesteigerter Ebene. Fausts Erwachen auf blumigem Rasen gleicht dem Genesen eines Geistesgestörten. Ermüdet und unruhig schlafsuchend übergibt Faust sich der alles heilenden Natur. Sein Stürmen und Drängen hat nachgelassen. Seine Glieder sind erschlaft, der Kampf mit den unteren Dämonen ist beendet. Er ist zwar nicht als Sieger hervorgegangen, aber er ist auch den Versuchungen Mephistos in der Walpurgisnacht nicht erlegen. Als reuiger Mensch eilte er, Gretchen zu retten, obwohl es zu spät war. Nun ist sein Entschluß aber gefaßt, er geht nicht rückwärts, um denselben Zyklus aufs Neue zu genießen, wie Mephisto es ihm vorgeschlagen hat, sondern strebt aufwärts, "zum höchsten Dasein".

Fausts Aufwärtsstreben läuft parallel mit seiner Selbstentsagung. Er ist bereits vom höchsten Geisterkreise umgeben und wird dem "Lichte" entgegengeführt. Doch hier erkennt Faust sich selbst, indem er sich seiner menschlichen Lage bewußt wird. Mit seinem inneren Auge "erschaut" Faust den Vorgang der Schöpfung, der das Leben entsprungen ist. Solange er als Mensch auf Erden wandelt, wird sich ihm diese Schöpfung nie offenbaren. Gelassen wendet Faust sich der Erde zu, um darauf seinen Gang zu vollenden:

"So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.

Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." 25

Hier muß der Verstand inne halten. Nur symbolisch läßt sich die Schöpfung erfassen. Wir erkennen aber, wie sich in allen Erscheinungen dieselben Gesetze offenbaren. Darüber hinaus walten dämonische Mächte, die alles in Bewegung setzen. Faust strebt nun nicht mehr danach, diese zu begreifen, sondern er versucht vielmehr die ewigen Gesetze zu erforschen und so sein "höchstes Dasein" zu erreichen. Obwohl ihm Mephisto auch jetzt noch zur Seite steht, hat sich das alte Herr-Diener Verhältnis geändert. Nun ist es Faust selber, der den Ton angibt, er gebraucht denselben nur noch, um seine eigenen Ziele zu erreichen.

In seinem Streben zum "höchsten Dasein" wendet Faust sich an die höchste Stelle des sozialen Lebens, der gesellschaftlichen Ordnung. Er erscheint plötzlich mit Mephisto am mittelalterlichen Kaiserhofe des Römischen Reiches Deutscher Nation. Hier, wo das Geschick vieler Millionen entschieden wird, wo Glanz, Prunk und Reichtum walten und wo sich angeblich die klügsten Köpfe des ganzen Reiches versammeln, hofft Faust die Erfüllung seines Strebens zu erleben.

Der Zugang zu diesem höchsten Gipfel des sozialen Daseins wird Faust wiederum durch Mephisto ermöglicht, der sich an Stelle desselben an den Thron herangeschlichen hat, nachdem er den alten Hofnarren "weit ins Weite" geschickt. Hier wird gerade Staatsrat gehalten, wobei wir der ganzen Erbärmlichkeit dieser Institution gewahr werden. Alles ist auf Lug und Trug aufgebaut. Überall mangelt es an wirklichen Werten, alles ist nur eine Vor Spiegelung falscher Tatsachen. Mephisto fühlt sich hier

so recht am Orte, denn letzten Endes ist es ja die Brutstätte seiner eigenen Entstehung, da auch er dem christlichen Mittelalter entsprungen ist.

Inzwischen wird Karneval gefeiert. Der Kaiser, der selbst eingesehen hat, daß er nicht Herr der Lage ist, will seine Zeit in Fröhlichkeit vertun. Eine Prozession nach der anderen sehen wir vor unseren Augen vorbeiziehen. Der Herold eröffnet den Einzug, indem er den Ursprung dieser Zeremonie begründet. Mit beissender Satire greift er weit in die Geschichte zurück und entwickelt vor unseren Augen ein Bild, das die ganze Gesellschaft als einen grossen "Toren" erscheinen läßt. Es ist eine treffende Analyse der Massenpsychose. Zur gleichen Zeit weist er aber auch darauf hin, daß der Mensch vom Absurden, Irrationalen, ja vom Dämonischen geleitet wird:

"Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging, die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren:
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sich behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Toren,
Er ist darunter weise, wie er kann.-
Ich sehe schon, wie sie sich scharen,
Sich schwankend sondern, traulich paaren;
Zudringlich schließt sich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdrossen!
Es bleibt doch endlich nach wie vor
Mit ihren hunderttausend Possen
Die Welt ein einziger großer Tor." 26

Ganz anders dagegen ist der "Dünkel" der Gesellschaft. Aufgeputzt und aufgetakelt versucht sie in Sinnbildern das bunte Leben zu demonstrieren. Unter der Maske von Gärtnerinnen, Ährenkränzen, Rosenknospen, von Mutter, Tochter, Poeten und Naturdichtern u.s.w., glaubt sie symbolisch das Leben zu erfassen. Um auch die Herr-

lichen Sinne ausgedrückt, wir gelangen zu der Ansicht, daß Energie gleich Masse ist. Elementare Kräfte, die den Geist des Menschen bewegen, werden den Sinnen zugänglich gemacht. Da dieser Wechselprozess den Sinnen aber nicht ganz verständlich ist, wirkt er dämonisch auf dieselben. Wir wissen zwar nicht, ob die Gleichung stimmt, erkennen aber, daß es über das Sinnliche hinaus etwas gibt, was mehr als "Nichts" ist. Hiermit bereitet Goethe seinen gewagten Vorstoß zum Inkommensurablen vor.

Faust, als Plutus verkleidet beeindruckte den Kaiser mit seinem "Flammengaukelspiel" dermassen, daß dieser ihn zu seinem ständigen Vergnügungsvorsitzenden erhob. Nachdem der Geldverlegenheit des Kaisers von Mephisto durch ungedecktes Papiergeld abgeholfen wird, steigt dessen Vergnügungssucht ins Unendliche. Um sein Verlangen nach dem schönsten Anblick zu befriedigen, beauftragt er Faust, ihm die Gestalten der Helena und Paris vorzuführen. Dieser wiederum wendet sich an Mephisto mit der Bitte, ihm die Herbeischaffung derselben zu ermöglichen. Als Kreatur des christlichen Mittelalters hat Mephisto jedoch über das antike "Heidenvolk" keine Macht, "es haust in seiner eignen Hölle", wie er selbst sagt. Es gibt nur ein "Mittel" Fausts Wunsch zu verwirklichen, das sind die "Mütter".

Wir stehen hier vor einem der "dunkelsten" Kapitel der Faustdichtung. Nachdem wir bereits eine Steigerung zur zweiten Potenz mit dem Spiel im Spiele in der Karnevalsprozession erlebten, erhebt Goethe dieses Spiel sozusagen zur dritten Potenz. Fausts Gang zu den "Müttern" ist ein Gang hinter die Kulissen des Spieles im Spiele. Mit diesem Vorstoß dringt Goethe in die ver-

borgensten Regionen des menschlichen Vorstellungsvermögens. Er verbindet seine eigene Auffassung über das Un-erklärbar-Dämonische mit antiken Überlieferungen und versucht symbolisch, das geheime Walten der Schöpfung zu erfassen. Demgemäß personifizieren die "Mütter", die im Raum- und Zeitlosen dämonischen Kräfte, die über die "Schemen" aller Kreaturen walten. Alles Lebendige kommt und geht wieder zu diesen "Schemen" zurück. "Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes, ewige Unterhaltung". Es wird nur dadurch ermöglicht, daß die 'Schemen' durch die "Entelechien", welche die unzerstörbaren dämonischen Lebenskräfte sind, wieder individuell geprägt werden. Nur die "Mütter" können die Umgestaltung des regsamen Dranges der Entelechien nach Verkörperlichung gewähren.

Selbst Mephisto schaudert vor diesen dämonischen Kräften zurück. An alles Körperliche gebunden hat er zu dem Geistigen keinen Zutritt:

"Ungern entdeck ich höheres Geheimnis.-
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit." 28

Faust als Mensch dagegen, jenen Regionen entsprungen, schrickt nicht davor zurück. Er drängt darauf, den Ursprung zu seiner eigenen Entstehung in diesem "Nichts" zu finden:

"Du sprichst als erster aller Mystagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du sendest mich ins Leere,
Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre,
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kastanien aus den Gluten kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen:
In deinem Nichts hoff ich das All zu finden." 29

In diesem "Nichts" also, wo alles Körperliche seine Form erhält, wo das bewegliche Gesetz der Natur verankert

liegt, hofft Faust das Schema Helenas zu finden. Fausts Weg zu Helena ist eng mit seinem Streben verbunden, sich zu einem neuen Lebenskreis aufzuschwingen. Indem er den Anschluß an die ursprünglichen Kräfte ergründet, hofft er seine Selbstständigkeit Mephisto gegenüber zu erlangen. Es ist aber nur möglich, wenn er nicht an den starren Formen einer naturwissenschaftlichen Erklärung des Alls haften bleibt, sondern wenn er darüber hinaus zum Inkommensurablen vordringt. Der Intellekt des Menschen ist hier nicht zuständig, nur das Gefühl, das die Ausstrahlungen des Dämonischen empfindet, kann ahnend eine Offenbarung herbeirufen, weil es selbst das Dämonische im Menschen verkörpert. Nur durch wirklichen Kontakt, wobei der Mensch erschauert, kann das Unausprechliche, ja Ungeheuere erfaßt werden. Das Heil des Menschen liegt nicht im Erstarren, sondern im Dämonisch-Lebendigen:

"Doch im Erstarren such ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure;
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure." 30

Die Kulissen heben sich jedoch nicht; Fausts Gang zu den "Müttern" bleibt ein Geheimnis. Wir sehen ihn mit den Schemen Helenas und Paris aus dem "Nichts" zurückgekehrt die ganze Hofgesellschaft amüsieren. Dabei wird aber auch seine eigene Leidenschaft aufs Neue entfacht und sein menschlich, allzumenschliches Verlangen nach fleischlichem Besitz wieder erweckt. Hiermit kommt Faust wiederum zu Fall, indem er den "Raub der Helena" durch Paris verhüten will und nach ihrem Schemen greift, explodiert die ganze Geistererscheinung:

"Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle?
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führtemich durch Graus und Wog und Welle

Der Einsamkeit her zum festen Strand.
Hier faß ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten." 31

Um Helena jedoch in das "Doppelreich" aus Idee und Wirklichkeit einzuführen, bedarf es einer Verkörperlichung des Geistigen, welches sich nur auf dem Wege der organischen Entwicklung vollbringen läßt. Im zweiten Akt versucht Goethe, dies symbolisch darzustellen. Mephisto, der Fausts Begehren nach vergeistigter Sinnlichkeit des Lebens nicht erfassen kann, bringt den ohnmächtigen Faust zuerst wieder in seine Studierstube zurück, um sich zu "verschnaufen" und nach neuen Mitteln zu spähen, sein Pfand doch noch einlösen zu können.

Aus Fausts engem Studierzimmer ist inzwischen eine ganze "Universität" mit naturwissenschaftlichen Laboratorien u.a. geworden. Die vorherrschende Forschung beruht hauptsächlich auf mathematisch mechanistischem Wissen, wie Chemie und Physik zum Beispiel. Der jugendliche Baccalaureus und einstige Schüler Fausts ist so davon begeistert, daß er glaubt, die Welt sei eigentlich nur um seinetwegen da:

"Die Welt sie war nicht, eh ich sie erschuf!" 32

Wagner dagegen ist eben damit beschäftigt, das Leben selbst auf chemischem Wege in der Phiole herzustellen und noch dazu wie er sagt: "Es wird ein Mensch gemacht". Hier schneidet Goethe seine lebenslange Auseinandersetzung mit Newton an und bspöttelt die Auffassung, daß die Welt "mechanistisch" zu erklären sei. Mit Wagners Experiment veranschaulicht Goethe, wie entfernt die mathematisch-mechanistische Naturwissenschaft davon ist, die ewig schöpferischen, lebendig dämonischen Formkräfte des Alls zu ergründen. Wagner glaubt, daß aller Ur-

sprung im Stofflichen liegt:

"Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir kristallisieren." 33

"Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen." 33

Daß Wagner die kristallisierende Menschenherstellung nicht gelungen ist, daß er vielmehr von Mephisto hinters Licht geführt wurde, indem dieser in die Phiolen einen Geist "hineingeheimst" hat, dessen wird Wagner nicht gewahr. Daß Homunculus Mephisto als "Herr Vetter" anredet und nicht als Bruder oder gar Vater, weist darauf hin, daß er diesem auch nicht seine Entstehung verdankt. Gemäß seines Verhaltens ist Homunculus ein noch körperlich unerschaffener, von Uranfang an bestehender Geist, eine noch nicht verkörperlichte Entelechie oder Monade, deren Sinn allein im Tätigsein besteht. Hierin schneidet sich sein Bestreben mit demjenigen Fausts insofern, als er genau so den Drang nach Vervollständigung empfindet, wie jener, nur umgekehrt, er strebt nach Verkörperung, Faust nach Vergeistigung. Deshalb erkennt er auch sofort Fausts Traum und empfiehlt: "Bringt ihn zu seinem Elemente". Dieses Element ist aber Fausts Ringen um die Vergeistigung der Sinnlichkeit des Lebens. Faust als ein Geschöpf der nordisch-christlichen Welt, in der es einen Gegensatz zwischen Leib und Seele gibt, strebt nach einer sündenfreien Welt, in der Geistiges und Sinnliches zur gottgewollten Einheit der Natur zusammenfließen. Er glaubt es in der antiken Welt der Griechen zu finden. Deshalb auch seine Sehnsucht nach Helena, womit er Geist und Schönheit, Sinn und Seele wieder zu vermählen hofft. Er will sein Menschsein durch das Bildungs-

erlebnis der schönen Form erhöhen, erweitern und läutern. Durch die ästhetische Überformung des gesamten Lebens erhofft Faust, den Weg zum erhobenen Denken und edler Form zu finden. Mephisto kann es nicht begreifen, deshalb erklärt auch Homunculus:

"Das glaub ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Rittertum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düstern bist du nur zu Hause." 34

Fausts Weg zum "höchsten Dasein" führt also über das klassische Griechenland. Somit wird die von Homunculus vorgeschlagene Reise unternommen. Die Ankunft des Dreiergespannes fällt gerade mit der klassischen Walpurgisnacht zusammen. Mit dieser Szene erschuf Goethe das Gegenstück zur nordischen Walpurgisnacht in Faust I. Welch ein Unterschied in der menschlichen Vorstellung vom unbegreiflich Dämonischen! Die dämonischen Gestalten der antiken Welt sind freier, furchtloser und durchgeistigter als die des Nordens. Selbst die Sphinx, also nur noch eine der "unteren" Dämonen, antwortet Mephisto:

"Wir hauchen unsre Geistertöne,
Und ihr verkörpert sie alsdann." 35

Zur gleichen Zeit ist diese Walpurgisnacht ein Bindeglied zwischen Fausts düsterer mittelalterlichen Welt und der klassischen Antike, zwischen dem Erscheinen Helenas als Schemen und als verkörperte Form des Menschen. Es ist eine von Goethe geschaffene mythologische Darstellung der Schöpfung. Mit dem Wechsel der Szenen wird uns ein allmähliches Aufsteigen von niederen zu höheren Wesen veranschaulicht, von den halbtierischen Sphinxen und Greifen, bis hinauf zu den Göttern.

Auf den pharsalischen Feldern angelangt ist Faust

bei seinem "Element" und erwacht aus seinem Schlaf. Er ist entzückt und macht sich auf, Helena zu suchen. Mephisto ist verstimmt, er findet das Antike zu "lebendig". Homunculus erhofft hier seine körperliche Entstehung zu erlangen. Somit verliert sich jeder auf seinem eigenen Wege und wir sehen jeden einzeln erscheinen. Fausts Nachfrage bei den Sphinxen über Helena ist fruchtlos, sie sind zu weit von diesem Ideal entfernt, doch sie verweisen ihn an Chiron, der dieselbe einst auf seinem Rücken trug. Dieser wiederum führt Faust zu Manto, der Tochter Aesculaps, auf daß sie den verrückten Menschen heile. Manto jedoch liebt den, "der Unmögliches begehrt"; sie begleitet Faust hinab ins Schattenreich zu der Göttin Perphoneia. Hier schließt sich wiederum der Vorhang vor dem unergründlich Dämonischen.

Mephisto gerät an den Oberen Peneios, wo es nur so wimmelt von Dämonen. Die Sirenen stürzen sich in die Fluten, "Dem unseligen Volk zugut", jenen Anhängern des Vulkanismus, um deren Auffassung der Erdentwicklung durch gewaltsame Vorgänge zu widerlegen. Seismos versucht denn auch umsonst, durch gewaltsames Rütteln der Erde neues Leben hervorzubringen. Mephisto, der sich diesen Spuk eine Weile angesehen hat, versucht umsonst mit den reizenden Lamien anzubändeln. Zuletzt entlehnt er sich von den hässlichen Phorkyaden eine Maske, um sich ebenfalls Helena zu nahen und Faust nicht zu verlieren.

Homunculus, der zum Leben entstehen will, wendet sich an Thales und Anaxagoras, um sie darüber zu befragen. Thales führt ihn zu Nereus, dann weiter zu Proteus, der ihn auf seinem Rücken ins Meer hinaus trägt. Homunculus von seinem Entstehungsdrang überwältigt zerchellt

sich am Muschelwagen Galateias, womit er den Rat Thales befolgt: "Im Feuchten ist Lebendiges entstanden". Derselbe Rat wurde ihm auch von Proteus gegeben:

"Im weiten Meere muß du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen." 36

Somit erleben wir am Ende des zweiten Aktes die Entstehung des Lebens aus den elementaren Kräften des Alls. Homunculus taucht in die dämonischen Urgründe des Chaos unter, um von da aus entwicklungsmässig, aus dem Keimen der Natur sein körperliches Leben zu beginnen. Es sind die Sirenen, Dämonen der Meeresbucht, die diesen Vorgang besingen:

"Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtets und schwanket und hellet hinan:
Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen.
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen,
Von dem heiligen Feuer umzogen!
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
Heil dem seltnen Abenteuer!
ALL - ALLE. Heil den mildgewogenen Lüften!
Heil geheimnisreichen Grüften!
Hochgefeiert seid allhier,
Element' ihr alle vier! 37

Im dritten Akt tritt Helena plötzlich auf unter dem Gefolge der gefangenen Trojanerinnen. Wiederum hat Goethe es unterlassen, Fausts Abbitte um deren Verkörperung bei den 'Müttern' zu demonstrieren. Ob Goethe an die Grenzen des Unaussprechlichen geraten war, oder ob diese Handlung durch den Entstehungsakt des Homunkulus im zweiten Akt nebensächlich geworden war, steht zur Debatte. Es ist weiterhin bemerkenswert, daß es Mephisto ist, der Helena zu Faust führt. Der eigentliche Hintergrund läßt

sich nur erraten. Mag sein, daß Mephisto bereits dermassen zur Subordination übergegangen ist, daß er nur noch die Wünsche seines Herren zu erfüllen trachtet. Doch seinem Wesen nach zu urteilen, muß Mephisto mit dieser Handlung gehofft haben, Faust zu Fall zu bringen. Indem dieser durch die Vereinigung mit der schönen Form seinen "höchsten Augenblick" erleben würde, wäre seine Wette gewonnen. Doch hier verrechnet Mephisto sich mit dem verborgenen Verhalten des Dämonischen. Nie läßt es sich ganz mit dem Menschen ein, weshalb Faust auch nicht den "höchsten Augenblick" in dieser Vereinigung "erleben" kann.

Was jedoch aus der Vereinigung Faust-Helena entspringt, ist Euphorion, der wahren Poesie "ewig günstiger Dämon". Dessen Absturz in die Unterwelt bleibt Faust eine Warnung seiner eigenen menschlichen Unzulänglichkeit in die "Gefilde hoher Ahnen" durchzudringen. Der Trauergesang des Chores kleidet dieses in Worte:

"Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht." 38

Somit beleuchtet Goethe die Tragik des unmöglichen Begehrens, das Dämonische durch die schöne Form zu ergründen. Alles bleibt nur ein "edles Irren". Das menschliche Leben muß in seinen Schranken bleiben. Verärgert, daß er sein Ziel nicht erreicht hat, ruft Mephisto Faust höhnisch zu, den Schleier Helenas, die Euphorion in die Unterwelt gefolgt ist, wenigstens festzuhalten:

"Halte fest, was dir von allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,

Doch göttlich ists. Bediene dich der hohen,
Unschätzbarn Gunst und hebe dich empor:
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, solange du dauern kannst.-" 39

Auf dieses "solange du dauern kannst" setzt Mephisto nun seine ganze Hoffnung. Er weiß, daß er mit Fausts "Helenaerfahrung" von höheren Mächten hintergangen wurde. Doch der Tag wird kommen, da Fausts Leben zu Ende geht, nun geht es darum, wenigstens seiner "Seele" habhaft zu werden.

Fausts Vorstoß zum Unerforschlichen ist somit gescheitert. Panthalis selbst spricht von ihrer Herrin: "Wir finden sie am Thron des Unerforschlichen". Durch ihre Treu zu Helena, folgt sie dieser nach, die schwatzhaften Mädchen des Chores jedoch lösen sich in die Naturelemente auf, denn:

"Wer keinen Namen sich erwarb noch Edles will,
Gehört den Elementen an;" 40

In der Einsicht, daß sein Geist es nicht vermochte, "Sich selbst zu überfliegen", wendet Faust sich wieder dem rationellen Leben zu:

"Herrschaft geniess ich, Eigentum!
Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." 41

Es geschieht jedoch nicht aus dem Grunde, daß Faust Materialist geworden ist, sondern es dient ihm nur als Ersatz für sein unbefriedigtes Streben. Sein ethisches Erlebnis mit Helena, der hohen Kunst, war letzten Endes auch nur eine Stufe in seiner Gesamtentwicklung geblieben. Den "Durchbruch" zu den "Gefilden hoher Ahnen" konnte er nicht erzwingen. Doch sein unruhiger Geist läßt Faust nicht rasten. Auf Umwegen versucht er nun den Durchbruch zu erreichen. Am "farbigen Abglanz", den elementaren Mächten der Natur, hofft er, den Schlüs-

sel der Erkenntnis zu finden. Hier, wo sich das Dämonische im Stofflichen kundtut, kann der Mensch mit demselben ringen. Faust blickt aufs Meer und ist von der Verschwendung "zweckloser Kraft" erstaunt, die hier verloren geht. Indem er die Fluten zurückdrängen will, hofft er den Sinn der Schöpfung zu vollenden und Ordnung in das Chaos zu bringen:

"Sie schleicht heran, an abertausend Enden,
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillts und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well auf Welle kraftbegeistert,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte:
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht ich kämpfen, dies möcht ich besiegen!" 42

Nur was das Leben fördert, will Faust zukünftig ergreifen: "Geniessen macht gemein". Nur in der Tat liegt die Erlösung verborgen. Es ist wiederum Mephisto, der Faust "Die Lehn vom grenzenlosen Strande" durch den Kaiser verschafft. Hier sieht er seine Chance, Faust dennoch durch Genuß der Herrschaft "Staub fressen zu lassen". Zu Zeiten hat es fast den Anschein, als ob ihm dies gelingen würde. Fausts Niebefriedigtsein macht ihn am Tode von Philemon und Baucis mitschuldig, obwohl es wiederum Mephisto gewesen, der dieses instigiert. Es ist jedoch umsonst; Fausts Wesen findet in dem zeitlich begrenzten Sein keine Befriedigung. Unaufhaltsam drängt sein Geist vorwärts auf der Suche nach Erlösung aus der begrenzten Verkörperung.

Am Ende des Lebens angelangt wird Faust wieder von jenen dämonischen Mächten bedrängt, denen er bereits in seiner "Studierstube" gegenüberstand. Doch sie kommen in einer anderen Form; als Mangel, Not, Schuld und Sorge

schleichen sie an ihm heran. Die ersten drei können nicht durch das 'Schlüsselloch' vor Fausts Türe hindurch. Als rationaler Mensch hat er sich vorsorglich gegen sie geschützt, Doch die Sorge vermag er nicht abzuhalten, noch hat er sich "ins Freie nicht gekämpft". Hiermit beginnt Fausts Ringen mit dieser Macht. Doch er hütet sich davor, die "dunklen" Kräfte anzurufen. Sobald man sich mit dem Dämonischen einläßt, wird man von ihm überwältigt:

"Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wärs der Mühe wert, ein Mensch zu sein!" 43

Die objektive Weltanschauung allein ist lebensfördernd, alles Subjektive führt in das grenzenlose Chaos des Dämonischen, welches der Mensch nie erfassen kann. Somit nimmt Faust sich jetzt in Acht und spricht kein Zauberwort. Nur mit dem ihm Bekannten will er sich auseinandersetzen. Es gibt ihm genügend Stoff zur Bearbeitung. Auch läßt sich da so manches erforschen, welches man "über Wolken" gesucht hat. Die Ewigkeit ist für das am Zeitlichen gebundene Leben nicht fassbar. Doch nie soll der Mensch sich dazu bequemem, still zu stehen, nie wird ihm der Augenblick befriedigen, das ist das ewig Paradoxe des Lebens:

"Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick." 44

Es ist zu beachten, daß Faust das Dämonische nicht verleugnet; im Gegenteil, er hat oft genug mit ihm gerungen und die Gegenwart desselben ganz deutlich verspürt. Doch Faust hat es für sinnlos erkannt, es ergründen zu wollen. In der Mitte zwischen Geist und Materie liegt das Leben verankert. Leben heißt sich zu behaupten. Die absolute Hingabe an die sich gegenüberstehenden Pole führt in den Tod. Es ist der von der Schöpfung herstammende Selbsterhaltungstrieb aller Kreaturen, was den Menschen davon abhält, die Grenzen des Lebens zu überschreiten. Konsequenter zieht Faust sich in das Bereich des menschlichen Lebens zurück und erkennt die Sorge nicht an:

"Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen!" 45

Es ist somit nicht das Dämonische selbst, sondern dessen Macht über den Menschen, die Faust nicht anerkennt. Diese Einstellung bleibt nicht ohne Folgen. Faust muß dafür mit seinem Augenlicht büßen. Die Rache der bösen "Götter" haben schon die alten Griechen besungen.

Fausts Vorsatz, die Macht des Dämonischen zu dämmen, indem er die Schöpfung vollenden hilft, ist hiermit keinesfalls gebrochen. Im Gegenteil, nun steigert sich dieser Vorsatz ins Grenzenlose. Daß die Nacht "tiefer, tief hineinzudringen" scheint, weist nur darauf hin, daß er immer tiefer in das Chaos vorgedrungen ist, welches er zu ordnen gedachte. "Allein im Innern leuchtet helles Licht". Es ist ein deutlicher Hinweis, daß Faust dem irdischen Sein bereits entfremdet ist, sein Entwicklungsprozess ist bereits einer Umwandlung unterworfen. Wir

bemerken, daß die Metamorphose des Menschen sich bei ihm bereits ihrer Vollendung nähert, wobei die irdische Hülle nebensächlich wird. Es ist die Stunde, in der die "zwei Seelen" Fausts nach Auflösung streben. Diejenige, die sich "an der Welt mit klammernden Organen" hielt, ist nun am Erblassen. Fausts letztes Vorhaben, das "Abgesteckte" zu vollenden, geschieht bereits unter dem Einfluß seiner "anderen Seele", welches die am irdischen Gebundene nur kopieren konnte. Daß es sich hier nicht um zwei gleichbedeutende, nebeneinander bestehende "Seelen" handelt, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist vielmehr die in Fausts Geiste verankerte "Seele", in der die zeitlich bedingte Wurzel geschlagen hatte, welche der Ewigkeit angehört.

Es wäre deshalb auch falsch, die Vollendung des faustischen Lebens in der Abgewinnung einiger Küstengebiete zu betrachten, welches nur allzuoft von Faustkritikern getan wird. Das Ende der Faustdichtung ist nur noch ein Manipulieren mit Symbolen. Nur weil die Existenz der eigentlichen "Seele" Fausts uninterpretierbar ist, finden wir ihren Abglanz wieder. Wie wäre es anders möglich, Fausts letztes Vorhaben zu verstehen, "das größte Werk" zur Vollendung zu führen. Faust begreift gar nicht mehr, was um ihn vorgeht. Nie hätte Faust, so wie er liebte und lebte, die Abgewinnung einiger Küstengebiete als Vollendung seines grössten Werkes angesehen. Nein, Faust ist hier nicht mehr bei Sinnen. Die Einwendung Mephistos hört er gar nicht mehr:

"In jeder Art seid ihr verloren;-
Die Elemente sind mir uns verschworen,
Und auf Vernichtung läufst du hinaus." 46

Faust ist nun geistesabwesend. Mephisto merkt die Herannahung des Todes für Faust und glaubt, daß mit der Auflösung der irdischen Hülle die Vernichtung der Krea-

tur sich vollzieht. Daß Faust sich bereits teilweise im transzendentalen Zustande befindet, merkt Mephisto nicht. Fausts "Schau" ist auch nicht mehr im Diesseitigen verankert. Es sind nur die am Irdischen haftenden Wort - Symbole, die er gebraucht, um uns seine Schau zu offenbaren. Es klingt jedoch bereits wie ein aus dem Jenseits kommender Mahnruf an die Menschheit, wie sie zu leben habe, um sich das "paradiesische Land" zu erschliessen. Der "Weisheit letzter Schluß", den er an die Menschheit richtet lautet:

"Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!" 47

Fausts letzte Worte sind auch nur dem Wortlaut nach ein Bekenntnis zum Verluste seiner Wette mit Mephisto. Abgesehen von der Tatsache, daß er von diesem über den wahren Sachverhalt der Dinge betrogen wird, ist es nicht die Befriedigung im Bereiche des irdischen Lebens, die Faust den "höchsten Augenblick" geniessen läßt. Es ist vielmehr das Vorgefühl der Vollendung seines Strebens, welches Faust in der "Erlösung" von seiner irdischen Hülle verspürt, womit er das "hohe Glück" bereits auf Erden erlebt. Die Gewissheit, daß er dabei ist, das Ideal seiner Sehnsucht zu betreten, läßt ihn verzückt die letzten Worte seines Lebens sprechen:

"Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn.-
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick." 48

Wir erkennen nun, daß Goethe seinen "Faust" in ein Welt drama verwandelt hat. Es handelt sich hier nicht mehr um den Menschen Faust allein, sondern um die ganze Schöpfung. Mit der irdischen Existenz ist die Vollendung

der Schöpfung nicht vollbracht. Es ist nur ein Abschnitt in der Gesamtentwicklung. Nur ein Materialist wie Mephisto denkt, daß die Uhr für den Menschen mit seinem Tode stille stehe, daß der Zeiger fällt: "Er fällt! es ist vollbracht." Doch vom Weltchor wird er eines Anderen belehrt: "Es ist vorbei", dieses "es ist vorbei" verkündigt uns Fausts Verwandlung, nicht aber sein Vergehen.

Nun beginnt die grosse Synthese des Werkes, die im Transzendentalen liegt. Als Hilfsmittel bedient Goethe sich hier einer Sprache, die dieser Auffassung am nächsten ist. Es sind Symbole und Gleichnisse aus der biblischen Überlieferung. Um sich den Vorgang dessen zu vergegenwärtigen, was er ausdrücken wollte, musste Goethe zu bewährten Vorstellungen greifen. Aus einem Gespräch mit Eckermann, 1831, entnehmen wir darüber:

"Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

"In diesen Versen", sagte er, "ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn

ich nicht meinen poetischen Intentionen, durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen, eine wohltätige beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." 49

ZUSAMMENFASSUNG

In Goethes Auffassung hat nur derjenige, der eine Synthese "recht prägnant" in sich fühlt, das "Recht zu analysieren", weil er damit am "äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimiert".

Goethe wuchs in eine Zeit hinein, die wie keine andere, sich mit dem Ursprung und der Entfaltung der abendländischen Kultur, vor allem aber mit dem Menschen selbst befasste. Gemäß der organischen Entwicklung, die Goethe in allem Werdenden verspürte, hat sein eigener Geist an dieser Entfaltung teilgenommen. Die Frage, wie Leben und Geist, Logos und Sprache zusammenhängen, woraus sie entspringen und in wie weit sie das menschliche Erkenntnisvermögen beeinflussen, war akut geworden. Das Zeitalter der "Analyse" war angebrochen; man versuchte, Vernunft von Überlieferung und Glauben zu befreien, die Erfahrung von der Beobachtung zu trennen, ja die Sprache selbst auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Man forschte nach dem Ursprung der menschlichen Erkenntnis.

Was Goethe zum "Weisen" machte war, daß er sich in keiner Geistesströmung festlegte. Sein Wesen strebte zum "Ganzen". Er versucht die Kreatur nicht zu zerlegen, sondern nach der Schöpfungsmetamorphose zu forschen, um sich derselben "unterzuordnen".

Was uns an Goethe besonders auffällt, ist sein früh ausgeprägtes "Anschauungsvermögen", wie es in seinen "Frühgedichten", im "Werther" und "Egmont" hervortritt. Goethes schöpferisches Wirken wurde durch das Schauen bestimmt. Wenn er in seinen Gedichten von Luna, Röslein, Hütte, Strom u.a. spricht, so sind das erschaute Gegen-

stände und gedachte Vorstellungen zugleich. Diese Vorstellungen sind von einem dämonischen "Hauch" erfüllt, welcher durch den Umwandlungsprozess der Sinne hervorgerufen wird. Goethes Denkprozesse liegen im Unbewussten. Nachdem sich seine Anschauungen in Abstraktionen verwandelt haben, müssen dieselben wieder vom Unterbewusstsein in Intuitionen umgesetzt werden, wodurch sich, wie Schiller sagt, "Gedanken in Gefühle" verwandeln. Goethes Vorstellungen sind infolgedessen nicht mehr abstrakt, sondern sie liegen im Bereiche der Wirklichkeit. Aus diesem Grunde hat Goethe das Logische und Inhaltsleere, welches auf dem dialektischen Zauber der Worte beruht, aus seiner Sprache verbannt. Er selbst sagt, daß er ohne "unmittelbares Anschauen" nichts begreifen kann. Werther und Egmont sind "Seher", welche die äusseren und inneren Erscheinungen der Natur und des Menschen "erschauen". Beide erkennen die göttliche Gegenwart, verspüren aber das Vorhandensein dämonischer Mächte, welche sich zwischen den Schauenden und das Angeschauete stellen.

Bei Goethe führt also das Schauen zum Denken und dieses wiederum zum "Erschauen" zurück. Das unüberschaubare Netz der Wahrnehmungen wirkt aber auf den Menschen chaotisch. Nur die schöpferische Ideenformung ermöglicht dem Menschen, sich eine ordnungsgemässe Vorstellung dieses unübersichtlichen dämonischen Chaos zu machen. Die Ideen werden im Geiste geboren und brechen dann in der Wirklichkeit hervor, deren Folge die schöpferische Gestaltung ist. Diese Ideen oder platonischen Vorstellungen sind für Goethe keine abstrahierten Anschauungen, sondern "Neugeburten", aus dem Unterbewusstsein des Menschen hervorgebrochen, welches in den Sphären des Dämonischen verankert liegt. Das Dämonische

liegt innerhalb und ausserhalb des Menschen verborgen; zwischen Geist und Materie ist es die fortbewegende Kraft allen Werdens. Am unergründlichsten erscheint diese Kraft in allem Lebendigen, wo der Schöpfungsprozess im höchsten Grade weitergeht.

Goethes Standpunkt liegt zwischen zwei verschiedenen Welten. Zum Teil ist er im Zentrum verankert, von wo aus er sich dann aber in die Peripherie der Erscheinungen hebt. Wenn wir von diesen "Peripherien" sprechen, so tut es Not, sich mit dem Zentrum zu befassen, welches ebenfalls dämonisch ist. Es ist, "die Welt des Wahns", aus der alle Poesie und Dichtung fließt. Zwischen beiden Welten, der Welt der Erscheinung und der Welt des Wahns, "liegt eine ungeheure Kluft". Goethe folgert, daß es sinnlos ist, von "Grenzen" zwischen Sinnenkünsten und Dichtkunst zu reden. Die Poesie kann die Erscheinungen nie wiedergeben, sie wirkt nur wie "ein Fächer", hinter dem sich diese offenbaren. Als Beispiel gilt das Drama. Dekoration und Vorspielen sind keine Wirklichkeiten, sondern Wahnbild, um "phantasielosen Köpfen" die Vorstellungen des Autors verständlich zu machen. Faust II ist aber nicht für "phantasielose Köpfe" geschrieben, weshalb sich Goethe denn auch gar nicht die Mühe macht, diesen der Bühne anzupassen.

Den Gehalt für seine Schöpfungen holt Goethe mit Hilfe seiner Sinnesorgane, aus der Welt der Erscheinungen. Dann aber vollzieht sich jener geheimnisvolle Vorgang, der diesen Gehalt mit Hilfe der Phantasie zur Form gestaltet. Wie die Vernunft ist die Phantasie dem Geiste entsprungen. Beide fixieren den ewig fliessenden Strom der Gegenwart und bringen die sich immerfort neugestaltende dämonische Einheit von Geist und Materie zu-

stande, aus der das Leben besteht. Goethe ist überzeugt, daß Natur und Idee sich nicht trennen lassen, "ohne daß die Kunst sowie das Leben" zerstört werden. Die dämonische Einheit läßt sich vom Menschen nie ergründen, ja sobald er versucht, in sie einzudringen, oder sich gar den dämonischen Kräften aussetzt, wird er von ihnen überwältigt. Werther und Egmont mussten aus diesem Grunde sterben. Orest wird nur dadurch gerettet, weil er den "Dämonen" den Rücken kehrt. Tasso zerbricht an seiner dämonischen Doppelnatur und klammert sich zuletzt an Antonio, der sich mit dem Dämonischen in einem "Status Quo" verhält. In den "Wahlverwandtschaften" wird das Dämonische selbst zum Thema und dem Schicksal gleichgestellt. Ottilie konnte sich nur durch ihren Tod retten. In "Wilhelm Meister" singt uns der Harfner vom unlösbaren Rätsel seines Daseins, aus dessen Verwirrung Mignon entsprungen ist. Mit Hilfe der Phantasie läßt Goethe hier die Vielfalt des Lebens in einzelnen Erscheinungen auftreten, wodurch er seinen Helden Wilhelm zur Einsicht verhilft und zugleich sich selbst einem Bildungsprozess unterwirft. Das Leben läßt sich in keine Form zwingen, da es steter Wechsel bedeutet. Nur das Geisterzeugte des Dichters ist ein Sein. Goethes klassische Walpurgisnacht bezeichnet den Höhepunkt seiner Phantasie, insofern Goethe das Schalten und Walten des Dämonischen symbolisch in ein Bild verdichtet.

Goethe nennt sich einen "Gelegenheitsdichter". Er wusste nicht, woher seine Schöpfungen kamen und wohin sie gingen. "Werther und "Egmont" zum Beispiel sind einem chaotischen Zustand entsprungen. Wie Plato hält sich Goethe an kein System, weil ein System veraltet, sobald es entstanden ist. Er wartet auf "Eingebungen" und erhält oft seine "Bescherungen" im "Traume". Der Sprache

gegenüber ist er sehr skeptisch, da sie "nicht auf alles eingerichtet ist". Worte sind wie Zahlen, "deren Wert von der Stelle abhängt, wo sie stehen", wie Hamann sagt. Vor nichts hat Goethe sich so sehr, "als vor leeren Worten zu hüten" getrachtet. Aus diesem Grund legt er sich nie in Kategorien fest. Die Sprache führt aber oft zu Widersprüchen und wirkt so dämonisch wie das Leben selbst. "Gedenke zu leben" heißt somit auch seine Parole in "Wilhelm Meister", womit er zum Ausdruck bringen will, daß das Leben allein dem Menschen die Offenbarung geben kann, wonach er strebt. Was der Mensch weiß, "muß er geheim halten", denn sobald er es ausspricht, "wird Widerspruch rege", der ihn aus dem Gleichgewicht bringen kann. Goethe weiss um den dämonischen Zug im eigenen Inneren und verspürt das Dämonische in den Gegensätzen der Erscheinungen. Er nennt es "Polarität". Diese Gegensätze sind keine Widersprüche, sie bilden vielmehr eine "lebendige Einheit". Sie äussert sich in der Systole und Diastole, im Aus- und Einatmen der Welt. Wenn eines von beiden zu lange anhält, tritt der Tod ein. Goethes Weisheit liegt zwischen Maß und Maßlosem, zwischen Schranke und Schrankenlosem, zwischen Teil und Ganzem.

In der Sprache können diese Zustände nur symbolisch gefasst werden, da in der Erkenntnis Wilhelm Meisters "das Beharren nur in der Tätigkeit" zu beobachten ist. Im Lehrbrief, den Wilhelm von der Turmgesellschaft erhält, heißt es noch: "Der Sinn erweitert, aber er lähmt, die Tat belebt, aber beschränkt". Es ist aber diese Tat, die Faust an die Gegenwart bindet und nur, wer in der Gegenwart lebt, hat Berechtigung zum Leben. Unbedingte Tätigkeit macht aber zuletzt "Bankrott". Werther erlahmt, weil sich seine Sinne ins Übermässige ausdehnen und Fausts Tatendrang artet in Machthunger aus. Goethes

Weltanschauung ist dämonisch begründet. Er versucht zwei grundverschiedene Welten, die Welt des Geistes und die Welt der Sinne zusammenzubringen, um jene "Doppelwelt" zu errichten, von der Faust träumt. Die Dichotomie des Menschen liegt darin, daß er eine Ausgeburt beider Welten ist. Der Unmöglichkeit, dieses dämonische Verhältnis in Worte zu fassen, ist Goethe sich bewußt und macht deshalb den Vorschlag, die zusammenziehenden und ausdehnenden Kräfte des ewig wechselnden Lebens schlechthin mit X und Y zu bezeichnen.

Die unbegrenzte Teilbarkeit im Chaos der Natur, welches ebenfalls eine dämonische Erscheinung ist, versuchte Goethe durch seinen Metamorphosenbegriff zur Einheit zu gestalten. Unteilbarkeit ist nur dem Geiste begreiflich. Aus eigenem Gestaltungstrieb entstand seine Analyse der Natur, hinter deren Wechsel Goethe nach dem Ewigen suchte. Somit sind seine Ideen von organischen Gebilden so unabhängig wie von Raum und Zeit. Goethe legt jeder Organisation eine innere und ursprüngliche "Gemeinschaft" zu Grunde, welche dem Menschen verborgen bleibt, weil sie ebenfalls dämonisch ist. Monade und Gemeinsamkeit des Individuums haben hier ihren Ausgangspunkt. Weil das Dämonische zwischen dem Menschen und dem Göttlichen steht, kann Gott sich dem Menschen nur "an" etwas offenbaren, zum Beispiel im Liebevollen der Natur, die von sich aus blind, taub, willkürlich, zwecklos und unbändig ist.

Um seine Freiheit der dämonischen Natur gegenüber zu behaupten, muß der Mensch sich derselben entgegensetzen; um sich zu Gott aufzuschwingen, muß er die Natur hinter sich lassen.

Zusammenfassend können wir sagen: die Auseinander-

setzung mit dem Dämonischen geschieht bei Goethe dort, wo er sich selbst zu verstehen und zu deuten sucht. Es ist ein Urerlebnis des Menschen, mit dem er sich noch heute auseinanderzusetzen hat. Man braucht nur an den Existenzialismus und die moderne Theologie zu denken, um sich einen Begriff davon zu machen. Das Dämonische äussert sich heutzutage besonders darin, daß es die Einheit und die Existenz des Menschen zu spalten droht: "Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen". Das Dämonische pflegt gern jede Leidenschaft zu begleiten, es kann ganze Nationen ergreifen. Die Geschichte gibt uns dafür viele Belege. Die "retardierenden Dämonen" halten die Welt vom allzu raschen Vorwärtsschreiten ab. Goethe betrachtet alles Dämonische als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung, als ein Ausgleich, aber auch als Anregung für den leitenden Willen des Menschen, sich durchzusetzen.

Ergründen läßt sich das Dämonische nicht, es kann nur im Zusammenhang mit den Erscheinungen verstanden werden. Raum und Zeit lassen sich durch das Dämonische zusammenziehen oder auch ausdehnen. Es ist die "ewige Auseinandersetzung Gottes mit sich selbst". Des Menschen Dasein ist eine Ausnahme in diesem Zustande. Seine Tragik besteht darin, daß er zum Unbedingten strebt und die Dämonie seiner Existenz übersieht. Faust hat diese Lage des Menschen erkannt, am Ende seines Lebens steht er selbst als Dämon unter Dämonen, als Geist unter Geistern, abgesondert von Mephisto und der Welt. Er ist bis an die Pforten des Himmels vorgedrungen. Hier muß er aber Halt machen. Nur durch göttliche Gnade wird ihm der Einlaß gewährt. Durch "Liebe von Oben" wird Faust von seinem dämonischen Zustande erlöst. Somit offenbart sich ihm die gewaltige Ordnung des Seins. Das Tragische

und Unauflösbare des Lebens wird geklärt. Das "Ewig Weibliche", ein erlösendes Symbol für die friedlose Natur des Mannes, offenbart sich uns als die göttliche Liebe, von der die ganze Welt umschlungen ist.

ANMERKUNGEN

Abkürzungen der Quellenangaben

- GI; G/R, 12 Goethe 1. Band, Gedichte - Reflexionen,
Seite 12
- GL; 155 Goethe erzählt sein Leben, Fischer -
Bücherei, Seite 155
- KGB; 75 Kleine Goethe Biographie, Günther Müller,
Seite 75

EINLEITUNG

- 1 Die Deutsche Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts.

KAPITEL I

- 1 GI; G/R, 12
- 2 Ibid. 16
- 3 Ibid. 19
- 4 Ibid.
- 5 Ibid. 46
- 6 Ibid. 101
- 7 Ibid. 103
- 8 Ibid. 86
- 9 GIV; DuW 3. Teil, 12. Buch, 411
- 10 GI; G/R, 232
- 11 Ibid. 235
- 12 Ibid. 237
- 13 Ibid. 456
- 14 Ibid. 223
- 15 Ibid. 240
- 16 GI; G/R, 231

17 GI; G/R, 238

KAPITEL II

1	GIII; Werther 1.Buch,	12
2	<u>Ibid.</u>	45
3	<u>Ibid.</u>	
4	<u>Ibid.</u>	46
5	<u>Ibid.</u> 2.Buch,	56
56	<u>Ibid.</u>	86

KAPITEL III

1	GIV; DuW 4.Teil, 16.Buch,	542
2	<u>Ibid.</u> 19.Buch,	608
3	GL;	155
4	GII; Egmont 2.Aufzug	337
5	<u>Ibid.</u> 1.Aufzug	323
6	<u>Ibid.</u>	312
7	<u>Ibid.</u> 2.Aufzug	339
8	<u>Ibid.</u>	
9	<u>Ibid.</u>	340
10	<u>Ibid.</u>	341
11	<u>Ibid.</u> 4.Aufzug	350
12	<u>Ibid.</u>	354
13	<u>Ibid.</u>	356
14	<u>Ibid.</u>	357
15	<u>Ibid.</u>	358
16	<u>Ibid.</u>	380
17	GIV; DuW, 4.Teil, 20.Buch,	616

KAPITEL IV

1	GIV; DuW, 2.Teil, 8.Buch	282
---	--------------------------	-----

2	GIV; DuW, 2.Teil, 8.Buch	284
3	<u>Ibid.</u>	282
44	GIV; Urfaust, Nacht, 837	
5	<u>Ibid.</u>	
6	<u>Ibid.</u>	841

KAPITEL V

1	GL; 174	
2	KGB; 75	
3	GI; G/R, 235	
4	<u>Ibid.</u>	236
5	<u>Ibid.</u>	
6	<u>Ibid.</u>	230
7	<u>Ibid.</u>	240
8	<u>Ibid.</u>	226
9	GL; 213	
10	GI; G/R, 436	
11	GIV; DuW, Ballade, 1011	
12	GI; G/R, 288	
13	<u>Ibid.</u>	319
14	GL; 146	
15	<u>Ibid.</u>	198
16	GI; G/R, 270	
17	GL; 208	
18	GI; G/R, 242	
19	<u>Ibid.</u>	
20	<u>Ibid.</u>	

KAPITEL VI

1	GII; Iphigenie 1.Aufzug, 3.Auftritt	434
2	<u>Ibid.</u> 2.Aufzug, 1.Auftritt	444

3	GII; Iphigenie	2.Aufzug, 1.Auftritt	445
4	<u>Ibid.</u>		442
5	<u>Ibid.</u>	3.Aufzug, 1.Auftritt	456
6	<u>Ibid.</u>	4.Aufzug, 1.Auftritt	461
7	<u>Ibid.</u>		462
8	<u>Ibid.</u>	5.Auftritt	470
9	<u>Ibid.</u>		
10	<u>Ibid.</u>	5.Aufzug, 3.Auftritt	476
11	<u>Ibid.</u>		
12	<u>Ibid.</u>	6.Auftritt	480

KAPITEL VII

1	KGB;	120	
2	GII; Torquato Tasso	1.Aufzug, 1.Auftritt	488
3	<u>Ibid.</u>		490
4	<u>Ibid.</u>	2.Aufzug, 1.Auftritt	510
5	<u>Ibid.</u>	2.Auftritt	514
6	<u>Ibid.</u>		519
7	<u>Ibid.</u>		
8	<u>Ibid.</u>	3.Aufzug, 2.Auftritt	527
9	<u>Ibid.</u>		532
10	<u>Ibid.</u>	4.Auftritt	534
11	<u>Ibid.</u>	5.Aufzug, 2.Auftritt	562
12	<u>Ibid.</u>	4.Auftritt	563
13	<u>Ibid.</u>		566
14	<u>Ibid.</u>	5.Auftritt	571
15	<u>Ibid.</u>		
16	<u>Ibid.</u>		

KAPITEL VIII

1	GI; G/R,	432
2	<u>Ibid.</u>	1236

3	GI; G/R,	252
4	<u>Ibid.</u>	895
5	<u>Ibid.</u>	441
6	<u>Ibid.</u>	433
7	<u>Ibid.</u>	434

KAPITEL IX

1	Goethezitat einem Seminar Professor K.W.Maurers entnommen.	
2	GEIII; Die Wahlv. 1.Teil, 2.Kapitel	139
3	<u>Ibid.</u> 9.Kapitel	177
4	<u>Ibid.</u>	182
5	<u>Ibid.</u>	
6	<u>Ibid.</u> 13.Kapitel	200
7	<u>Ibid.</u>	203
8	<u>Ibid.</u>	204
9	<u>Ibid.</u> 15.Kapitel	209
10	<u>Ibid.</u> 16.Kapitel	211
11	<u>Ibid.</u>	213
12	<u>Ibid.</u> 18.Kapitel	224
13	<u>Ibid.</u>	225
14	<u>Ibid.</u> 2.Teil, 9.Kapitel	285
15	<u>Ibid.</u> 11.Kapitel	301
16	<u>Ibid.</u> 12.Kapitel	306
17	<u>Ibid.</u> 14.Kapitel	315
18	<u>Ibid.</u>	317
19	<u>Ibid.</u> 15.Kapitel	319
20	<u>Ibid.</u>	321
21	<u>Ibid.</u> 17.Kapitel	329
22	<u>Ibid.</u> 18.Kapitel	339
23	<u>Ibid.</u>	340
24	<u>Ibid.</u>	

KAPITEL X

- 1 Goethezitat entnommen einem Seminar Prof. K.W.Maurers.
- 2 Ibid.
- 3 Ibid.
- 4 Ibid.
- 5 Ibid.
- 6 Ibid.
- 7 GIII; WM Lehrj., 1.Buch 2.Kapitel 472
- 8 Ibid. 2.Buch 1.Kapitel 529
- 9 Ibid. 1.Buch 17.Kapitel 525
- 10 Ibid. 2.Buch 4.Kapitel 550
- 11 Ibid. 4.Buch 18.Kapitel 695
- 12 Ibid. 6.Buch 811
- 13 GI; G/R, 196
- 14 Ibid. 194
- 15 Ibid. 195
- 16 GIII; WM Lehrj., 2.Buch 4.Kapitel 542
- 17 Ibid. WM Wanderj., 1.Buch 10.Kapitel 1093
- 18 Ibid.
- 19 Ibid.
- 20 Ibid. 2.Buch 1.Kapitel 1117
- 21 Ibid.
- 22 Ibid. 1118
- 23 Ibid.
- 24 Ibid. 1119
- 25 Ibid. 5.Kapitel 1170
- 26 Ibid. 11.Kapitel 1220
- 27 Ibid. Betrachtungen 1245
- 28 Ibid. 1251
- 28 Goethezitat entnommen einem Seminar Prof. K.W.Maurers.
- 30 Ibid.
- 31 GI; G/R, 440

KAPITEL XI

1	GII; Kommentar zum Faust	1230
2	<u>Ibid.</u>	1232
3	<u>Ibid.</u>	
4	<u>Ibid.</u> Zueignung	891
5	<u>Ibid.</u>	
6	<u>Ibid.</u>	
7	<u>Ibid.</u>	
8	<u>Ibid.</u> Vorspiel	895
9	<u>Ibid.</u>	
10	<u>Ibid.</u>	
11	<u>Ibid.</u> Kommentar zum Faust	1235
12	<u>Ibid.</u>	1238
13	<u>Ibid.</u>	1234
14	<u>Ibid.</u> Prolog	900
15	<u>Ibid.</u> Kommentar zum Faust	1241
16	<u>Ibid.</u> Faust 1. Teil	906
17	<u>Ibid.</u>	909
18	<u>Ibid.</u>	910
19	<u>Ibid.</u>	912
20	<u>Ibid.</u>	920
21	<u>Ibid.</u>	926
22	<u>Ibid.</u>	937
23	<u>Ibid.</u> Kommentar zum Faust	1234
24	<u>Ibid.</u> Walpurgisnacht	998
25	<u>Ibid.</u> Faust 2. Teil 1. Akt	1024
26	<u>Ibid.</u>	1033
27	<u>Ibid.</u>	1042
28	<u>Ibid.</u>	1064
29	<u>Ibid.</u>	1065
30	<u>Ibid.</u>	
31	<u>Ibid.</u>	1073

32	GII; Faust, 2.Teil, 2.Akt	1074
33	<u>Ibid.</u>	1080
34	<u>Ibid.</u>	1084
35	<u>Ibid.</u>	1090
36	<u>Ibid.</u>	1121
37	<u>Ibid.</u>	1126
38	<u>Ibid.</u> 3.Akt	1166
39	<u>Ibid.</u>	
40	<u>Ibid.</u>	1167
41	<u>Ibid.</u> 4.Akt	1173
42	<u>Ibid.</u>	1174
43	<u>Ibid.</u> 5.Akt	1206
44	<u>Ibid.</u>	1208
45	<u>Ibid.</u>	1209
46	<u>Ibid.</u>	1211
47	<u>Ibid.</u>	
48	<u>Ibid.</u>	1212
49	<u>Ibid.</u> Kommentar zum Faust	1242

BIBLIOGRAPHIE

Für die Anmerkungen habe ich mich an die Ausgabe
Goethe, Goethes Werke (4 Bände), Berlin-Darmstadt-Wien
1961, Herausgeber Paul Stapf.

gehalten.

Weiterhin standen mir von Goethes Werken folgende Aus-
gaben zur Verfügung:

Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin
Sophie von Sachsen (133 Bände), Weimar 1887
Hermann Böhlau

Goethes sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe in 40 Bänden,
Stuttgart-Berlin, Cotta 1902

J.W.Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche
28. August 1949 in 124 Bänden. Herausgeber
Ernst Beutler, Zürich, Artemis Verlag 1949

Goethes Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausge-
geben von Erich Trunz, Hamburg, Christian-Wegner
Verlag 1958

Kritische Abhandlungen über Goethe:

Chamberlain Houston Stewart, Goethe, F.Bruckmann A.G.
München, 4.Auflage 1927.

Franz Erich, Mensch und Dämon, Max Niemeyer Verlag /
Tübingen 1927

Gerlach Hans Egon und Herrmann Otto, Goethe erzählt sein
Leben, Fischer Bücherei KG Frankfurt, März 1961.

Günther Paul, Die deutschen Naturwissenschaften des 19.
Jahrhunderts und Goethe. - Beilage zum Berichts-
heft über die 65. Hauptversammlung der Deutschen -
Bunsen - Gesellschaft für Physikalische Chemie e.V.

Freudenstadt vom 19-22 Mai 1966. Verlag Chemie GmbH.
Weinheim/Bergstrasse

Müller Günther, Kleine Goethebiographie, 3.Auflage,
Athenäum-Verlag / Bonn 1955

Muschg Walter, Goethes Glaube an das Dämonische,
J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung / Stuttgart
1958.

Nagel Bert, Einführung in Goethes Faust, Kompass-Verlag /
Oberursel 1949